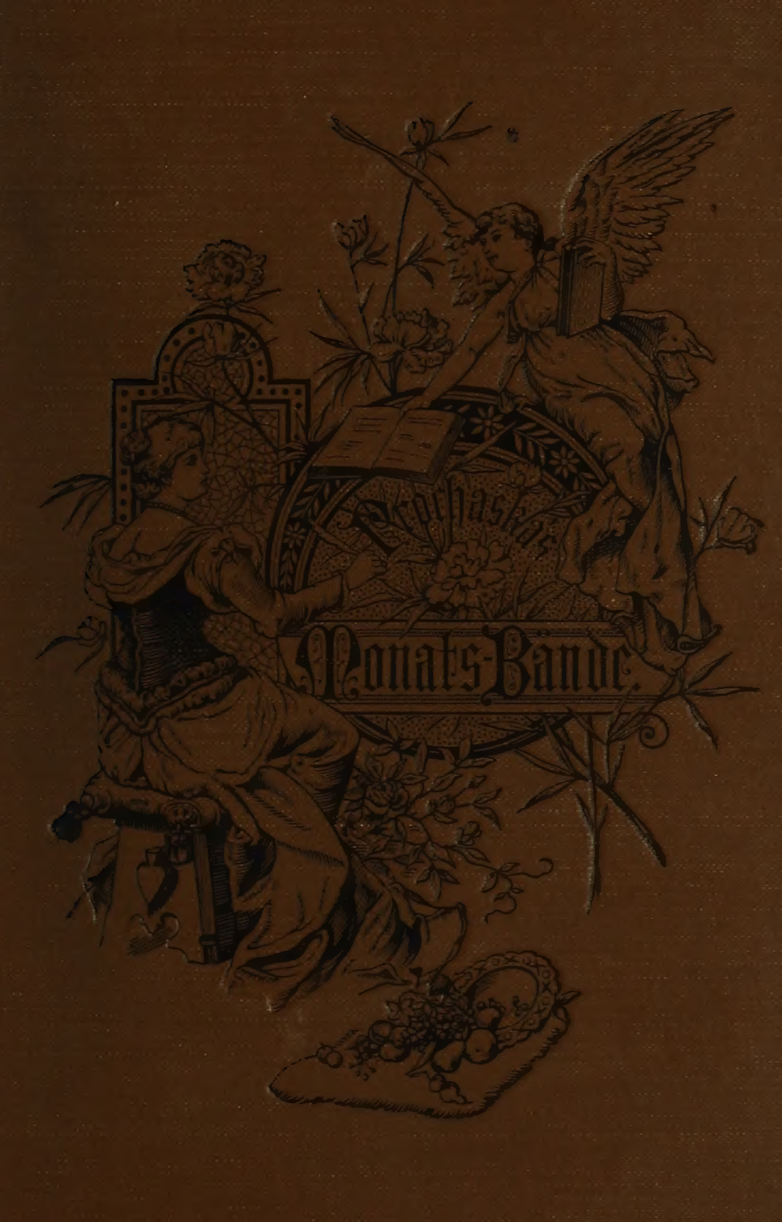

Monats-Bände.







Prochaska's Illustrirte

Monats-Bände.



Aus dem Roman »Im Kampf des Lebens.«

Prochaska's illustrirte

Monats-Bände.

Zur Erholung
und geistigen Anregung in Mußestunden.

Dritter Jahrgang.



II. Band.

Wien, Leipzig, Teschen.
Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Inhalt.



Im Kampf des Lebens.

Roman von Werner Alexis.

(1. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Prinzessin Helene weilte schon seit zwei Monaten in der herzoglichen Residenz, wohin sie ihrem Gemahl gefolgt war. Herr von Pöckheim befand sich indessen noch immer in Berlin, theils zum Vergnügen, theils — „in Geschäften." Der ehemals souveraine Landgraf hatte anno 1866, wie so viele seiner „Collegen," das ererbte Herrschergebiet (in Taschenformat) an Preußen abtreten müssen. Von seiner ehemaligen „reichsunmittelbaren" Herrlichkeit besaß er gegenwärtig fast nichts mehr als seinen Namen und das stolze Wappen, denn die Abfindungssumme, die er damals eingesackt hatte, war längst bis auf den letzten Heller vergeudet, und die Burg seiner Väter in einem der ödesten Winkel Deutschlands bog sich unter der Last der darauf haftenden Hypotheken. Der Mann lebte eigentlich schon seit Jahren

nur mehr von seinem — Nimbus, welch letzterer durch die Verbindung seiner Tochter mit dem Erbprinzen des Xschen Herzogthums allerdings eine glanzvolle Auffrischung gewonnen hatte. Aber der Nimbus ernährt seinen Mann nur in der Großstadt, und darum lebte Pöckheim abwechselnd in Berlin, Paris, London, in Wien, Moskau oder St. Petersburg; die Gaue seiner engeren Heimat, seine verschuldeten und vernachlässigten Güter zu besuchen, hatte er wahrhaftig keine Veranlassung. Die „Geschäfte," die ihn auch jetzt in Berlin zurückhielten, bestanden gewöhnlich darin, wieder einmal eine neue Anleihe aufzunehmen. Pöckheim befolgte bei diesen „Geschäften"eine sehr probate Taktik. Je geringer die Aussicht der Gläubiger war, das Darlehen zurückzuerhalten, desto pünktlicher und großmüthiger honorirte er seine Vermittler. Dadurch erreichte er es, daß eigentlich diese — den Schwindel auf sich nahmen, indem sie seine Zahlungsfähigkeit den zu rupfenden Opfern in der erwünschten erfolgreichen Weise vorspiegelten. Es gibt ja in den Großstädten eine Menge von Leuten, welche, ohne daß man ihnen gerade mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches an den Hals rücken könnte, eine oft glänzende Existenz auf zweifelhafte Geschäfte gründen, bei denen sie nur die Mittelsperson bilden. Graf Pöckheim hatte eine sehr ausgedehnte Bekanntschaft unter dieser Gilde, und es war erstaunlich, mit welch feiner Witterung er die dunklen Ehrenmänner in der guten und vornehmsten Gesellschaft ausfindig zu machen wußte.

So sehen wir an einem schönen Juni-Vormittag den ehrenwerthen Herrn Landgrafen ein Haus in der Behrenstraße betreten, das uns sehr wohlbekannt ist als dasjenige, in welchem der nicht minder hochachtbare Herr Paul Dröscher seine Wohnung aufgeschlagen.

Es ist wunderbar, welch ein mehr oder minder intimer Rapport unter den Männern besteht, die ihren Lebensweg auf gewissen Schleichpfaden verfolgen. Sie sind wie die Schauspieler, die sich auch fast alle untereinander kennen,

wenigstens per Renommé, und es bei einer zufälligen Begegnung sofort heraushaben: „Das ist auch Einer von der Schminke!"

Dröscher hatte sich dem Grafen schon mehrfach als ungemein nützlich erwiesen, als Geldvermittler, als Auskunftgeber, Zwischenträger und Agent für Alles. Auch jetzt handelte es sich in erster Linie um das gewöhnliche „kleine Darlehen," das der gewiegte Mann auftreiben sollte. Aber Pöckheim verfolgte noch einen Nebenplan. Er hatte sich, trotz des diesbezüglichen Verbots seiner Tochter an den Herzog gewandt und in ziemlich unverblümter Form einen neuen Zuschuß erbeten; doch der „Herr Bruder" hatte ihn nicht einmal einer eigenhändigen Antwort gewürdigt; der abschlägige Bescheid war ihm durch den Grafen Brukh-Tromberg, den herzoglichen Hausminister, zugegangen. Jetzt brütete Pöckheim Rache. Sollte dieselbe auch seine eigene Tochter mit treffen — er hatte nichts dawider.

Als er sich mit Dröscher allein befand, entwarf er ihm ohne Umschweife seinen Feldzugsplan. Vorläufig galt es, in denjenigen weitverbreiteten Zeitungen, die ja leider ihre Spalten nur zu gern gewissen Indiscretionen aus hohen Kreisen öffnen, die vergangenen und gegenwärtigen Familienverhältnisse des Herzogshauses einer tendenziösen Kritik zu unterziehen. Blieb der erhoffte klingende Erfolg seitens des Hofes oder der Erbprinzessin-Tochter aus, so war der vor nichts zurückschreckende Cyniker zu keinem geringeren Ziel entschlossen, als mit der Anklage vorzutreten, der Keim einer — Geisteskrankheit Gustav Friedrich's sei es, der seine Ehe zu einer für alle Welt offenbar unglücklichen gestalte, oder Prinz Roland, als der nächste Agnat, intriguire dahin, den Vetter zu entmündigen. Man sieht, Ehren-Pöckheim hatte mehrere Eisen im Feuer und war raffinirt genug, die Sache auch beim gegentheiligen Ende anzufassen, wenn sich ihm auf der einen Seite nicht genug Vortheil bieten sollte. Der Gedanke, den Spieß gegebenen Falls

gegen den zweiten Prinzen zu kehren, stieg erst im Laufe seiner Unterredung mit dem Spielhölleninhaber in ihm auf. In der Einleitung seiner vertraulichen Eröffnungen erwähnte er nämlich, daß die beiden Prinzen sich vor zwei Monaten unter dem Incognito „von Dahlen" in Berlin aufgehalten und im Centralhotel gewohnt hätten. Dröscher sprang bei diesem Namen wie elektrisirt auf. Er unterbrach seinen hohen Gönner mit der Bitte um eine genauere Personsbeschreibung der beiden Herren, und als er sie erhalten, wußte er mit Bestimmtheit, daß er sich nicht geirrt, als er in seinen beiden gelegentlichen Gästen, den damals noch so geheimnißumsponnenen Vettern, wenn auch nur mit einem fatalen Vorbehalt — zwei „sehr vornehme Herren" vermuthet hatte. Er nahm auch keinen Anstand, dem Landgrafen gegenüber mit der Ehre zu prahlen, die seinem „Vergnügungssalon" durch den Besuch dieser hohen Gäste zutheil geworden sei. Pöckheim stutzte bei dieser Nachricht und brach dann in ein boshaftes Gelächter aus.

„Schau, schau! Also das waren die Zerstreuungen, die der gute Roland seinem tugendsamen Cousin verschaffte? Hahaha! Nehmen Sie mir's nicht übel, mein lieber Dröscher — aber Ihre allerliebsten Soiréen sind doch ein bischen zu — nervenerregend für einen so zartbesaiteten Jüngling wie mein Schwiegersohn. — Seh' nur Einer diesen Fuchs, den Roland! Ich glaube, er hat ihn in alle Lasterhöhlen der Metropole geschleppt, und es war nur Heuchelei, als er sich vor meiner Tochter so geberdete, als läge ihm das Wohl Gustav Friedrich's vor Allem am Herzen."

„Prinz Roland hätte wohl mannigfache Vortheile, wenn — wenn der Erbprinz, dessen Constitution nicht die allerfesteste zu sein scheint, ohne Leibeserben zu hinterlassen — stürbe?" fragte Dröscher mit verständnißinnigem Lächeln.

„Potztausend — das will glauben! Herrgott, auf was für einen Gedanken Sie mich da bringen! Freilich läge es sehr in Roland's Interesse, wenn Gustav Friedrich frei-

willig oder unfreiwillig auf seine Erbrechte verzichten würde — und wenn er obendrein keinen directen Nachfolger, kein Kind hinterlassen würde. Ah, daß ich nur so blind sein konnte! Die Scheidung, die Scheidung! Darum drohte er damit. Er könnte ja nichts Klügeres thun, als mit allen Kräften auf diese Ehescheidung hinzuarbeiten. — Und wahrhaftig, eine hundertjährige Tradition gibt ihm Anlaß, an seine höhere Bestimmung zu glauben."

„Wie meinen das Eure Erlaucht?"

„Wissen Sie denn nicht, daß in der herzoglichen Familie schon seit länger als hundert Jahren das Verhängniß herrscht, daß niemals der directe Erbe auf den Thron gelangt?"

„Wie seltsam!" sagte Dröscher überrascht.

„Ja, in der That seltsam. Es war wenigstens niemals der erstgeborne Sohn des jeweiligen Fürsten, der dem Vater succedirte. Es ist möglich, daß da mitunter manche Intrigue mitgespielt hat. . . hihihihi! — Sehen Sie, das wäre gleich ein recht brauchbares Moment für uns. Es lassen sich mancherlei Combinationen und pikante Andeutungen daran knüpfen."

Dröscher beugte sich vor, um kein Wort zu verlieren. Pöckheim's Mittheilungen begannen ihn immer mehr zu interessiren.

„Und dann diese finstere Melancholie, auch ein verhängnißvolles Erbtheil, dem schon mancher Sproß des Hauses zum Opfer gefallen ist. Sonderlinge sind sie fast Alle. Und nun gar dieser Homunculus, der Gustav Friedrich! Haben Sie nicht beobachtet, wie bizarr, wie — auswüchsig sein ganzes Wesen ist?"

Dröscher hielt es für seine Pflicht, diese Frage sehr bedeutsam zu bejahen.

„Nun sehen Sie, es hatte noch in jeder Generation zumindest Einer von ihnen seinen Sparren. Die Ahnen beschäftigten sich mit Magie und Alchymie, ihre Nachfolger

trieben die Spielereien und Narretheien ihrer Zeit. Gustav Friedrich soll sich viel mit Chemie und dergleichen Wissenschaftskram abgeben, der sich für einen Mann von seinem Rang doch wahrlich nicht schickt. Und wer weiß, was dahinter steckt. Mich sollt' es gar nicht wundern, wenn es eines Tages hieße, er sei übergeschnappt."

„Oh! Erlaucht glauben wirklich —?"

„Es wäre nicht der erste Fall! Graf Brukh-Tromberg, sein einstiger Erzieher, soll manchmal Ursache gehabt haben, sich vor den Gemüthsexcessen seines Zöglings zu bekreuzen. Uebrigens müßte der gute Graf überhaupt eine Menge interessanter Details aus der herzoglichen Familiengeschichte zu erzählen wissen; seit der Mündigkeitserklärung des Erbprinzen ist er ja Hausminister und als solcher Verwalter des Familienarchivs. Leider ist er nur so ein alberner Tropf, der sich nicht auf seinen Vortheil versteht. Sollte man's glauben? der Mann, der diesen ganzen Hof sozusagen in der Tasche hat, ist ohne Vermögen — oder gilt wenigstens dafür."

„Sonderbar," stimmte Dröscher mit einem Achselzucken bei, „sonderbar, daß manche Leute eben keine Spur von — Geschäftsgeist besitzen."

„Ja, wenn er plaudern wollte, der Dummkopf — er könnte uns sehr nützlich sein. Nun, wir müssen uns aus Eigenem behelfen. Vor Allem können Sie das Eheleben des Erbprinzen zur Sprache bringen, lieber Freund; meine Tochter brauchen Sie dabei nicht zu schonen. Dann wollen wir auf die alte Feindschaft des jetzt regierenden Herzogs Josef Wladimir gegen seinen älteren Bruder, den damaligen Erbprinzen, zurückkommen."

„Ah, es bestand also ein Zwist zwischen den Brüdern?"

„Freilich, ich vergaß, daß Sie das kaum wissen können. So hören Sie! Der frühere Herzog, Vater des gegenwärtigen und Großvater meines Schwiegersohnes, hatte drei Söhne: Conrad Friedrich — Erstgeborener und somit



Erbprinz, Josef Wladimir, den jetzigen Souverän — und Carl, den vor sechs Jahren verstorbenen Vater Prinz Roland's. Sowohl der alte Herzog, als sein Aeltester, dieser Conrad Friedrich, besaßen eine tüchtige Portion von jener Schwermuth, jenem Trübsinn, der meiner Meinung nach dieses Geschlecht schon seit hundertfünfzig Jahren degenerirt. — Conrad Friedrich war ein Mann voller Wunderlichkeiten, um mich gelinde auszudrücken. Er soll mitunter geradezu plebejische Passionen gehabt haben. Vielleicht war

das auch der Grund, weshalb er mit seinem zweiten Bruder, dem hochfahrenden Josef Wladimir, in einem Groll lebte, der sich von Jahr zu Jahr immer mehr vertiefte. Man muß übrigens auch zugeben, daß es immerhin ein stichelnder Gedanke für Wladimir war, den für seine Mission so wenig tauglichen älteren Bruder als das künftige Familienoberhaupt betrachten zu müssen."

„Nun, Erlaucht sprachen ja davon, daß die directe Erbfolge seit jeher gestört gewesen sei? Erbprinz Conrad Friedrich kam also nicht auf den Thron?"

„Nein, wenigstens nicht eigentlich. Der alte Herzog erkrankte schwer, so schwer, daß keine Aussicht auf seine Wiederherstellung vorhanden war — es ist ein offenes Geheimniß, daß er von da ab zehn Jahre lang — bis zu seinem Tode — dem Blödsinn verfiel. Conrad Friedrich sollte die nominelle Regentschaft übernehmen, und es geschah auch. Doch sollte er sich seiner Würde nur sehr kurze Zeit erfreuen, denn schon ein halbes Jahr nach seinem Antritt der Regentschaft für den unfähigen Vater — wurde er auf der Entenjagd erschossen."

Dröscher sah den Erzähler erstaunt an, und dieser fuhr nach einer kleinen Pause plaudernd fort.

„Die Unvorsichtigkeit eines der Jagdgäste oder eines Büchsenspanners — ich weiß es nicht genau — trug Schuld daran. Es soll wie gesagt auf der Entenjagd — wenn ich nicht irre, in der Nähe des Dorfes St. Veit — geschehen sein, als die Boote mit den hohen Jägern und ihren Gästen einen Teich übersetzten. Dem Schwanken der Fahrzeuge, einer verhängnißvollen Welle mag es zuzuschreiben sein, daß die Ladung, die dem aus dem Schilf auffliegenden Wild bestimmt war, dem Leben des Prinz-Regenten ein so unerwartetes Ende bereitete."

„Und man weiß gar nicht mehr, wer der — unvorsichtige Schütze gewesen war?"

Pöckheim zuckte die Achseln. „Kann sein, daß man

den Unglücklichen überhaupt nicht eruirte oder daß sein Name mittlerweile in Vergessenheit gerieth. Es sind ja jetzt schon einunddreißig Jahre darüber vergangen. Nun es thut auch nichts zur Sache!“

„Freilich, freilich nicht,“ bestätigte Dröscher eifrig.

„Thatsache ist, daß Josef Wladimir, als der nächste Agnat, die Regentschaft übernahm und bald darauf die Braut des Bruders heiratete, mit der sich Conrad Friedrich just eine Woche vor seinem plötzlichen Tode officiell verlobt hatte. Das kommt ja öfter vor — um die umständlichen Verhandlungen, die auf Seiten der beiden Familien einer solchen Verlobung vorangehen, nicht umsonst aufgewandt zu haben. — Nach dem Tode des alten Herzogs bestieg Josef Wladimir denn endlich auch dem Namen nach den Thron.“

„Und Sie glauben in der That, daß es zu befürchten wäre, Erbprinz Gustav Friedrich erläge seiner — physischen Schwäche, ehe noch...“

„Nun, urtheilen Sie selbst, ob Roland nach so häufigen Präcedenzfällen nicht einige Ursache hat, abergläubisch zu sein und sich dereinst für den Rang seines Vetters bestimmt zu erachten. Ich bin überzeugt, er ist es nicht allein, der so denkt. Das ganze Ländchen ist abergläubisch geworden, und es mag — nicht nur unter dem Bauernvolk — sehr Viele geben, die in ihm den künftigen Herrscher sehen. Gustav Friedrich ist ja leider in mehr als einer Beziehung derart veranlagt, daß es nicht erst eines so unglücklichen Zufalls, wie der, dem sein Oheim erlag, bedürfte, um die Successionsleiter des Herzogshauses abermals zu unterbrechen.“

Dröscher ließ sich noch Manches von der fürstlichen Familie erzählen, aber er vernahm nichts mehr, was ihn ebenso lebhaft interessirt hätte, als das unnatürliche Ende des armen Prinzen Conrad Friedrich.

Als ihn der Landgraf verlassen hatte, ging er lange sinnend auf und nieder. Vielleicht berechnete er das jour-

nalistische Honorar, das er sich von der übernommenen Mission eines jener „Geheimgeschichtsschreiber" versprechen durfte, die in unserer Zeit so mancher Preßunarten immer ihre Rechnung finden. Aber Seine Erlaucht würde sich kaum in so behaglicher Stimmung zu seinem opulenten Dejeuner bei Dressel Unter den Linden begeben haben, wenn er das höhnische Lächeln Dröscher's hätte sehen können, mit welchem derselbe die respectwidrige Bemerkung vor sich hinmurmelte: „Der schlaue Landgraf ist doch ein altes, dummes Kalb!".....

* * *

An einem prächtigen Julitag, nach Feierabend, war es, als Meister Habermann am Gartenthor nach dem alten Sauser fragte und von der Crescenz nach der „schönen Stube" gewiesen wurde, wo der Großbauer über seinen Rechnungen saß.

Sauser rührte kaum den vom Wind gerötheten und von der Sonne gebräunten Stiernacken; er schielte über seine Papiere weg nach dem Schulzen.

„Hast was für mich?" knurrte er in seiner unfreundlichen Weise, die Schuld daran war, daß ihm seit einem Vierteljahr Jeder im Dorf gern aus dem Wege ging.

„Freilich wohl. Dein Hannes hat an die G'meinde g'schrieben."

Der Bauer stand rasch auf und heftete einen langen, durchdringenden Blick auf den Bürgermeister, der sich bemühte, das Unbehagen, das ihn beschlich, so gut es ging, hinter einer würdevollen Amtsmiene zu verbergen.

„So red', Schulz! Was laßt du mich denn so lang warten? Was will der Bursch?"

„Sein Erbtheil."

„Was?"

„Die fünfhundert Thaler, die ihm noch von seiner Mutter selig zukommen."

Es war die kleine Summe, die Mathias Sauser in einer galanten Anwandlung seiner Gattin an dem Tag verschrieben hatte, als Hannes getauft worden — fünf Tage nach dem Peitschenschlag, der die Mutter getroffen hatte und dem neugebornen Kinde als unauslöschliches Mal auf die Stirne geprägt war.

„Was will er mit dem Geld?" polterte der Großbauer.

„Das braucht er nicht einmal zu sagen," entgegnete Habermann ruhig; gerade das ungerechte Aufbrausen des Andern gab ihm das Vollgefühl seiner amtlichen Stellung. „Aber er schreibt, daß er's braucht, um zu leben, um auf der Akademie in Düsseldorf, wo er sich jetzt aufhält, zu studiren — 'sBildhauen, wie er's nennt; und weil ihm der Vater nichts mehr gibt, und weil er doch schließlich nicht verhungern kann, und weil —"

„Und weil — und weil," unterbrach ihn Sauser mit einem Hohn, der eine leichte Verlegenheit verdecken sollte. „Ich merk' schon, du hilfst dem Thunichtgut noch."

„Das braucht's nicht, Sauser. Der Hannes ist in seinem guten Recht. Er ist majorenn, und du kannst ihm das Geld nicht verweigern."

„Wer sagt denn, daß ich das thun will?" schrie der Bauer patzig. „Ich hab' noch niemalen Jemand das vorenthalten, was ihm zukommt. Da — du kannst den Bettel auf der Stell' haben, wenn du magst!"

Er ging mit großen Schritten zu der eisenbeschlagenen Truhe und rasselte mit den Schlüsseln.

„Lass' es gut sein, Sauser! Du kannst es morgen auf's Gemeindeamt bringen oder schicken. Ich hab' kein Stempelpapier bei mir. Ich hab' dich nur verständigen wollen für den Fall, daß du Lust hättest, ein Uebriges zu thun — denn es wird sich schwer machen für den jungen Menschen, mit dem Geld zwei Jahr' lang haushalten zu müssen, denn so lang, schreibt er, muß er auf dem Dings, auf der A-ka-de-mie bleiben."

„Fallt mir nicht im Traum ein, den Faullenzer auszufüttern. Die fünfhundert Thaler sollst du morgen haben — und kannst ihm auch gleich schreiben, er soll sich nur ja nicht unterstehn, mir vor die Augen zu kommen. — Hast noch was z'sagen? — Nein? Dann — b'hüt' Gott! Ich brauch' mein' Zeit!"

Sauser setzte sich wieder bereitspurig in seinen alten Lederstuhl, und Habermann machte sich davon.

Das war das letzte Mal, daß Sauser in seinem Hause von dem einzigen Sohne sprach.

Am nächsten Vormittag schickte er das Geld auf's Bürgermeisteramt und am Nachmittag setzte er sich auf die Bahn, in die nahe Residenz zu fahren. Dort suchte er seinen ständigen Notar auf und gab ihm Anweisung, eines der Stadthäuser, die Sauser's Eigenthum und durchwegs vermiethet waren, zum nächsten Termin freizumachen und die noch näher zu besprechende Einrichtung zu überwachen. Dann fuhr er zum Hof-Möbelhändler, zum Hof-Tapezier, zum Hof-Wagenbauer und noch zu einer Menge anderer Hof-Lieferanten, übernachtete im ersten Hotel und setzte auch am nächsten und am folgenden Tage seine Rundfahrt zu den renommirtesten Geschäftsleuten fort. Der Mann hatte etwas nach seiner Auffassung Großartiges im Sinn. Er wollte die Früchte seines Reichthums genießen.

Zweierlei war es, was ihn dazu bewog. Wie er seinen Sohn kannte, war es gewiß, daß derselbe niemals einen Schritt thun würde, die väterliche Verzeihung zu erlangen, und Sauser „fiel es wirklich nicht im Traum ein", ihm auch nur den kleinen Finger entgegenzustrecken. Er wußte, daß es zwischen ihnen für alle Zeit aus sei. Und darum glaubte er es dem Gelde, das einst den Sohn zum „großen Herrn" hätte machen sollen, schuldig zu sein, daß er es der Bestimmung zuführte, welche Hannes ja nimmermehr erfüllen sollte: dem Namen Sauser den größtmöglichen äußeren Glanz zu verleihen.



Der zweite Grund zu seinem Handeln war ein protziger Haß gegen den Hof. Er hatte das Buchenrieder Schlößchen kaufen wollen, um Hannes wirklich zum Schloßherrn einzusetzen, und hatte vielleicht, wie der Ollinger-Bastel zu errathen schlau genug gewesen, in der That die Hoffnung genährt, wenigstens seine Enkel als „Ritter von Buchenried" oder so ähnlich nobilitirt zu sehen. Was bleibt Leuten seines Schlages, die im Golde wühlen, auch sonst für ein Ziel

für ihren durch alle materiellen Erfolge übersättigten Ehrgeiz? — Daß Erbprinz Gustav Friedrich noch in dem Moment, als die Kaufverhandlungen schon in die letzten Stadien getreten waren, das Project dadurch vernichtete, daß er das vergessene Jagdschlößchen in eigene Benützung nehmen zu wollen erklärte, hielt Matthias Sauser für einen Act persönlicher Rancune. Vielleicht hatte es auch wirklich den Erbprinzen verdrossen, den übermüthigen Bauer nun gar als Eigner des alten Feudalgebäudes zu sehen. Kurz, Sauser wollte nicht nur den Sohn ärgern, wie er meinte, sondern auch den herzoglichen Hof.

Nachdem er sein Haus vollständig eingerichtet, Wagen und Pferde angeschafft und die entsprechende Dienerschaft gedungen hatte, setzte er bei dem Rechtsbeistand in aller Form sein Testament auf. Sein Sohn Johannes erhielt darin keinen Pfennig über den Pflichttheil zugesprochen, den das Gesetz vorschrieb. Zum Universalerben aber wurde — man höre und staune! — eine in einer deutschen Großstadt bestehende „Gesellschaft zur Erforschung Afrika's“ eingesetzt. ...

Es lag eine vielleicht halbbewußte boshafte Ironie darin, daß der Bauer, dessen Gesichtskreis über seine finanziellen Speculationen nicht hinausreichte, eine so ungeheure und unter anderen Umständen so hochherzige Spende einer Körperschaft zuwandte, deren Bestrebungen ihm ebenso gleichgiltig als unfaßbar waren. Aber gerade das kitzelte seinen cynischen Ehrgeiz: eine „Matthias Sauser-Stiftung“ zu Gunsten einer im In- und Auslande hochgeachteten Institution, die seinen Namen für alle Zeiten unvergeßlich machen mußte! — Er hatte sich von dem Notar einen Katalog aller deutschen Gelehrtengesellschaften und -Vereine vorlegen und daraus eine „recht wissenschäftlische Bande“, (wie er's nannte) auswählen lassen. Nachdem er die Belehrung empfangen, daß die erwähnte Gesellschaft zur Erforschung Afrika's genug „wissenschäftlich“ sei, um das Interesse

aller Gebildeten zu besitzen und — seinem eigenen Verständniß in unermeßliche Ferne gerückt zu sein, erschien, — zum ersten Male seit Monaten — wieder ein Lächeln der Befriedigung auf seinem harten, trotzigen Gesicht.

Sechstes Capitel.

Zwei Jahre sind ein kleiner Zeitraum, aber was für eine Fülle von Wandlungen hat darin Platz, wenn wir in dieser Spanne vom stillzufriedenen Glück Stufe um Stufe zum Elend hinabsteigen müssen. Das mußte Bruno von Perneck bitter empfinden. Renate hatte bald darauf, nachdem der Nachlaß des Vaters verauctionirt worden war, eine Stellung als Gouvernante im Hause des Geheimraths Volkmann erhalten, aber ihr Bruder war schlechter daran. Als er die Officiersuniform auszog, da war er wüthend und gekränkt, aber er war überzeugt, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um eine völlig ausreichende Civilstellung zu erlangen. Aber siehe da — es gewann nach und nach den Anschein, als ob sich Alles wider ihn verschworen hätte; bei den Ministerien und auch bei den Eisenbahn- und den Assecuranz-Gesellschaften wurde er abgewiesen, und ebenso bei den Bankiers, in einigen Patent-Bureaux und größeren Industrie-Etablissements, zu welchen „hinabzusteigen" endlich er sich entschlossen hatte. — Es ist behauptet worden, es wäre gerade sehr ehrend für das Officierscorps der deutschen Armee, daß dem daraus Verdrängten auch in Privatkreisen ein isolirendes Mißtrauen entgegengebracht werde. Bruno selbst hätte noch sieben Monate zuvor mit hochgezogenen Augenbrauen über einen verabschiedeten Kameraden hinweggesehen. Er erinnerte sich an Einen, an einen gewissen Paul Dröscher, der vor ein paar Jahren dasselbe Regiment hatte verlassen müssen — allerdings einer anrüchigen Spielaffaire

halber, aber stand er den nicht eingeweihten Kreisen gegenüber nicht auf einem Standpunkte mit diesem „Subject“? Man erfährt ja nie ganz genau, aus welchen Ursachen Einer „freiwillig“ quittiren — mußte, und gewöhnt sich daher, sie Alle mit einem Achselzucken abzufertigen.

Die unverdiente Kränkung, das unverdiente Elend machten ihn natürlich pessimistisch und verbittert. Sein Egoismus stellte ihm jedoch seine Lage so dar, als wäre er der Einzige auf der ganzen Welt, den das widrige Schicksal verfolgte. Freilich schämte er sich, von seiner Schwester die Mittel empfangen zu müssen, um diese ganze schwere Zeit zu vegetiren; es drückte ihn tief, Almosen und noch dazu aus der Hand eines Weibes anzunehmen, aber daß Renate sich in ihrem Beruf vielleicht gleichfalls unbefriedigt und unglücklich fühlen könnte, das fiel ihm nicht ein; er beschäftigte sich überhaupt nur mit sich selbst.

Renate war ein fester, anspruchsloser Charakter; ohne sich mit weichlichen Klagen und schwachmüthigen Reflexionen, was sein hätte können und was sein sollte, abzugeben, war sie muthig in's Leben hinausgetreten, den klugen Blick nur auf die Gegenwart gerichtet, ohne andere Hoffnungen zu nähren als die eine: durch treue Pflichterfüllung und Festhalten an ihrem eigenen Selbst eine leidliche Stellung in der Welt behaupten zu dürfen.

So waren fast zwei Jahre vergangen, Bruno's Lage war noch immer eine höchst prekäre; er war jetzt ab und zu im Taglohn eines sogenannten Auskunfts-Bureaus, welches kaufmännische Informationen ertheilte, und zwischendurch gelegentlicher Reporter für ein auf die großen Massen speculirendes Tagblatt. Seine Einnahmen waren begreiflicherweise nur höchst spärliche und durchaus unregelmäßig. Statt ständiger Unterstützungen, wie zu Anfang, bezog er von der Schwester jetzt periodische — Darlehen, die er zum größten Theil und schlecht und recht wieder abzahlte, zu denen er aber doch alle Augenblicke greifen mußte.

Dadurch hatte sich das Verhältniß der Geschwister zueinander allmälig zu einem etwas peinlichen gestaltet. Bruno hegte, ganz nach den Gesetzen seiner haltlosen, schwankenden Natur, einen täglich wachsenden Groll gegen Renate — weil er ihr Dank schuldig war und weil er Ursache hatte, sich vor ihr zu schämen....

* * *

Das Leben an dem kleinen Herzogshofe ging die zwei Jahre seinen stillen Gang. Die Erbprinzessin Helene führte mit ihrem hohen Gemahl das musterhafteste Eheleben. Sie schien nichts von der allgemeinen Langweile des Höfchens zu empfinden.

Erbprinz Gustav Friedrich studirte viel; er ließ sich einmal seine Passion für die Naturwissenschaften nicht nehmen, trotzdem Medicinalrath Rabenstein, der herzogliche Leibarzt, sein allerunterthänigstes Veto dagegen einlegte, indem er das eifrige Studium, besonders bei Nacht, wie es der Erbprinz liebte, als höchst gesundheitsschädlich erklärte. Im Uebrigen ließ es sich Gustav Friedrich gefallen, daß ihn seine Frau fast verhätschelte mit ihrer liebenswürdigen Aufmerksamkeit. In seinen Gefühlen für sie schwankte er stets zwischen schwärmerischer Bewunderung und pessimistischem Mißtrauen. Wenn sie im traulichen Dämmerschein am Clavier saß und mit ihrer einschmeichelnden Sopranstimme einige nordische Lieder sang, wie sie diese in Schottland und Skandinavien aus den Volksweisen geschöpft hatte, da traten ihm oft die Thränen in die Augen und es war ihm, als müsse er vor diesem liebreizenden Weib in die Kniee sinken und sein gedankenschweres Haupt in ihren Schoß legen. Aber dann kamen auch wieder Stunden voll Qual und Selbstzerfleischung, Stunden, in denen er ahnte, daß sie Alles in Allem — nur eine Rolle spielte, daß ihre sanfte Hingebung, ihr süßes Lächeln nur Maske war, ein wohl-

berechnetes, eigennütziges Spiel. Mit dem Vetter hielt er gute Freundschaft, aber er sprach ihm niemals wieder von seinem widerspruchsvollen Verhältniß zu Helene.

Roland war noch deutlicher als Gustav Friedrich davon überzeugt, daß ihr so lieblich zur Schau getragenes Behagen an dieser ganzen langweiligen Hofidylle nur eine wohlstudirte Rolle war, er schalt auch die sonderbare Scheu, mit welcher sie mit ihm verkehrte, eine Comödianten-Nuance, aber dann legte er sich doch wieder die Frage vor, ob sie die Rolle der zufriedenen Gattin nicht — um sich selbst zu täuschen spiele, und da mußte er seine ganze männliche Willenskraft aufwenden, diese peinvollen Reflexionen bei Seite zu schieben mit einem kalten, energischen „Kümmere dich nicht darum!"

Die Antheilnahme an Gustav Friedrich war es allein, was Roland immer wieder abhielt, in den activen Officiersdienst zurückzukehren, wie er es sich so oft vorgenommen hatte. Er bemühte sich redlich, den Schwermüthigen aufzuheitern, aber er konnte sich gar nicht wundern, daß diese Bemühungen nicht den geringsten Erfolg hatten, denn sein Humor kam ihm ja auch nicht von Herzen; er war ein trauriger Hofnarr, wie er öfter mit grimmigem Spott sagte.

Als der Winter sich zu Ende neigte, zeigte Prinzeß Helene Sehnsucht, sich von dem „aufreibenden" Hofleben in irgend einem Bade, in stiller Zurückgezogenheit von allen Huldigungen und aller Etikette zu erholen. Leibarzt Dr. Rabenstein war auch gleich mit einer umständlichen Empfehlung aller möglichen exotischen Curorte bei der Hand. Die Prinzessin trat endlich im strengsten Incognito eine Reise nach Egypten an. Sie war lange über eine passende Begleiterin in Verlegenheit gewesen, denn die Hofdamen waren durchwegs zu alt und zu bequem, um ihnen ein solches nicht unbeschwerliches Amt zuzumuthen. Endlich einigte man sich dahin, die würdige Oberhofmeisterin Baronin Isolde Gickenstitz solle die Prinzessin nach Berlin geleiten, und

dort möge eine passende Gesellschaftsdame engagirt werden, was umso leichter geschehen konnte, als Ihre Hoheit ja im tiefsten Incognito zu verharren gedachte und man daher von manchen Etikettenrücksichten absehen durfte.

Der Erbprinz ließ sie schweigend gewähren, er gab keinen Rath und machte nicht einmal einen Vorschlag, weder in diesem, noch im nächsten Jahre, als Prinzessin Helene auf's Neue die Reiselust in sich erwachen fühlte — „das Vagabundenblut der Pöckheims“ sagte Prinz Roland. Der Letztere fühlte sich übrigens sehr erleichtert, als Helene den Hof und das Land verlassen hatte. Jetzt konnte er zuweilen wieder der alte lustige Kamerad, der joviale Gesellschafter sein.

Nach der Abreise der Prinzessin bezog Gustav Friedrich das Jagdschlößchen draußen in Buchenried, das nach seinen bescheidenen Ansprüchen in Stand gesetzt worden war. Dort wollte er sich seinen Studien hingeben. Er hatte sich zu diesem Zwecke die in das Felsenfundament eingesprengten Kellerräume als regelrechtes Laboratorium einrichten lassen.

* * *

Paul Dröscher — oder Herr von Dröscher, wie er sich in einer durch seinen Umgang mit so viel vornehmen Herren leichtbegreiflichen Vergeßlichkeit nannte, war die zwei Jahre keineswegs müßig gegangen. Er erhielt seinen Spielsalon in höherem Flor als je, arbeitete redlich die ganze Nacht und ließ sich nicht die Mühe verdrießen, seinen Gästen in so und soviel „Lectionen“ die Erfahrung beizubringen, daß es kein reizenderes und kostspieligeres Vergnügen gibt, als so eine „kleine“ Roulette. Aber damit war die Geschäftsthätigkeit dieses Mannes noch lange nicht erschöpft. Er war mittlerweile eifrig darauf ausgewesen, die Mittheilungen des Landgrafen Pöckheim zu „verarbeiten“ und deren Untergrund mit Vor- und Umsicht zu sondiren. Dabei

ging er mit solcher Sorgfalt zu Werke, daß nicht einmal seine Schwester Gertrud eine Ahnung von seinen Plänen hatte. Seine Devise war: „Langsam, aber beharrlich.“

Im Sommer, wo die vornehme Welt von Berlin in den Bädern und Sommerfrischen weilte und seine Spielbank vernachlässigt worden wäre, wandte er sich mit verdoppeltem Eifer einem neuen Felde zu. Seine Schwester blieb in Berlin, das elegante Hauswesen in der Behrenstraße zu verwalten, während Dröscher eine Reise nach einem entlegenen Winkel Deutschlands unternahm und zwar nach dem oftgenannten Ländchen, über welches Herzog Josef Wladimir sein mildes Scepter schwang. Er stieg als harmloser Tourist in dem Marktflecken St. Veit ab, der nur zwei Bahnstationen von der kleinen Residenz entfernt lag. Mit einer Urbanität, die gewiß anerkennenswerth war, mischte er sich ein paar Wochen unter die biedere Landbevölkerung, machte ihre Belustigungen mit und errang sich bald allgemeine Beliebtheit. Besondere Vorliebe zeigte er für die alten Dorfinsassen; er konnte oft stundenlang mit einem der silberhaarigen Dorfpatriarchen beim Weine sitzen (den Er bezahlte!) oder in einem der Gärtchen einer geschwätzigen Matrone zuzuhören, wenn sie von den „guten alten Zeiten“ sprach. Und da kam — wie ein Wort immer das andere gibt — die Rede auf die Fünfzigerjahre, auf das unvergleichliche Weinjahr „grad zwei Jahr' darnach, als der Erbprinz Conrad Friedrich auf der Jagd durch einen unseligen Zufall um's Leben 'kommen ist,“ Da schob der joviale Bauernfreund dann immer ein paar Wörtlein ein, so gemüthlich und harmlos, wie Einer, den eben Alles interessirt....

So kam es, daß Dröscher, als er den Wanderstab weiter setzte, nicht nur den Teich gesehen hatte, auf welchem vor nunmehr zweiunddreißig Jahren das Unglück geschehen war, sondern daß er auch den Namen des unvorsichtigen Schützen und noch Mehreres wußte, was mit der traurigen Geschichte zusammenhing.



Ein St. Veiter Bauernbursch, Johann Hufnagel war es gewesen, ein etwas wilder, zweiundzwanzigjähriger Mensch, der als Waise von der Gemeinde aufgezogen worden und damals erst seit Kurzem als Jagdgehilfe in herzogliche Dienste getreten war. Es war Entenstrich gewesen. Die hohe Jagdgesellschaft befand sich in drei Kähnen auf dem Teich. Das erste Boot, in welchem der Prinz und jetzige Herzog Josef Wladimir mit mehreren Officieren saß, war den andern ziemlich voraus und hatte schon fast das jenseitige Ufer erreicht. Im zweiten Boot befanden sich die übrigen Gäste, der Prinz-Regent Conrad Friedrich zuvorderst am Schnabel. Das dritte Boot führte die Jägerburschen. Die beiden Boote hatten sich noch nicht weit vom Schilf entfernt, als ein Trieb Federwild aufflog. Von allen Seiten krachten die Schüsse. Der Prinz-Regent stand im Eifer auf — im selben Augenblick, als im Boot hinter ihm Einer der Jäger auf einen Taucher anlegte — und war es, daß eines der Fahrzeuge geschwankt oder daß Conrad Friedrich so unglücklich den Kopf gedreht hatte — er stürzte mit einem Schrei zusammen und es war

nur mehr — seine Leiche, die die entsetzten Jagdgenossen mit Mühe auffangen konnten — die Ladung hatte ihn in die rechte Schläfe getroffen. — Als man nach dem Boot der Jäger Umschau hielt, bezeichneten die schreckensbleichen Kameraden jenen Gemeindefindling, Namens Johann Hufnagel, als den unglückseligen Thäter. Er hatte sich in's Wasser stürzen wollen, war aber gewaltsam davon abgehalten worden. Der Mann wurde gefesselt und unverzüglich nach der Residenz gebracht.

Soweit waren alle Berichte, die größten Theils von Augenzeugen ausgingen, übereinstimmend gewesen. Was dann mit diesem Johann Hufnagel weiter geschah, darüber gab es nur Muthmaßungen. Die Einen behaupteten, er wäre im Gefängniß gestorben, die Anderen — er wäre noch vor einem Urtheilsspruch entkommen; wieder Andere meinten, er wäre freigesprochen worden, da er ja „nichts hat dafür können", sei in's Ausland und unter's Militär gegangen und irgendwo gestorben und verdorben. Sicher war nur das Eine, daß man ihn „mit keinem Aug'" mehr gesehen hatte.

Zeitungen existirten damals noch im ganzen Herzogthum keine, mit Ausnahme eines amtlichen Wochenblättchens in der Residenz. Aber so eifrig Dröscher auch alle zehn Jahrgänge des fünften Decenniums, welche er in der Officin aufstöberte, durchforschte — er fand nichts weiter darin als die Notizen über den „durch die verhängnißvolle Unvorsichtigkeit eines Jägergehilfen" veranlaßten Tod des Prinz-Regenten, die Begräbnißfeierlichkeiten 2c., aber keine Spur von dem Schicksal jenes Jägerburschen, dessen Name nicht einmal genannt wurde. Und doch zeigte Dröscher nach diesen vergeblichen Versuchen ein so befriedigtes Lächeln unter seinem militärischen Schnurrbart, als ob er die interessantesten Entdeckungen gemacht hätte.

Er hielt sich noch einige Zeit in der Residenz auf, setzte sich auch hier mit der Einwohnerschaft in möglichst

intimen Verkehr und entwickelte eine rastlose Thätigkeit als Sammler verschiedener Notizen und Mittheilungen, die er, wie er auf Befragen mit wichtiger Miene erklärte, dazu benützen wollte, „die Geschichte der herzoglichen Residenz“ zu schreiben.

Er unterhielt auch mit einigen Leuten, meist ausgedienten Subalternbeamten und Amtsdienern, noch eine ziemlich lebhafte Correspondenz, als er schon nach Berlin zurückgekehrt war, um mit Anbruch der Wintersaison wieder sein beliebtes „Etablissement“ zu übernehmen.

Als ihn die Schwester befragte, wo er sich aufgehalten und womit er sich amusirt hätte, da sah er sie bedeutungsvoll an und zog die Augenbrauen empor.

„Ich habe einen — Hexenkessel eingebrockt.“

„Was? Einen —?“

„Du kennst doch die Scene in „„Macbeth,““ in welcher die Hexen dem tückischen und so abergläubischen König den Kopf des ermordeten Banquo aus dem Dunst ihres Kessels emporzaubern?“

„Was soll das?“

„Nun, ich bin auch im Begriff, den Geist eines großen Todten zu citiren. — Und jetzt schweige!“

Siebentes Capitel.

Wir sind in Rom, mitten im Lenz, der die ewige Stadt in ihr schönstes Gewand kleidet — zu einer Zeit, in welcher in Mitteleuropa noch der Winterpaletot herrscht und man den Frühling höchstens am Kalender merkt.

Sechs Männer, in denen ein aufmerksamer Beobachter sofort das deutsche Künstlerblut wittern könnte, durchschreiten eines der unsauberen Seitengäßchen, die von der Piazza del Popolo auslaufen. Den einen der beiden Voranschreiten-

den kennen wir bereits. Es ist Johannes Sauser, der eben — mit einem Stipendium der Düsseldorfer Akademie ausgerüstet — den geheiligten Boden der urbs aeterna betreten, empfangen von einigen Collegen, denen er durch Andere von der Kunstschule aus empfohlen worden war. Der Mann an seiner Seite mochte von den Vierzig nicht mehr fern sein; in seinem schwarzen, kurzgeschnittenen Haupthaar und dem langen buschigen Schnurrbart waren schon einzelne graue Fäden zu entdecken. Sein Auge blickte voll Ruhe, aber es war nicht die Ruhe eines befriedigten Gemüthes, sondern richtiger etwas von der Müdigkeit eines Schwergeprüften, der vom Leben nichts Besonderes mehr erhofft und auch schon über die Periode hinaus ist, in welcher man die Zertrümmerung einstiger Jugendträume beweint. Zu diesem Manne, einem Bildhauer, der auf den etwas prosaischen Namen Michael Buerstenbinder hörte, hatte sich Sauser auf den ersten Blick hingezogen gefühlt. Er mochte in dem ernsten, gefestigten, fast ein bischen derben Gepräge desselben etwas Verwandtes entdeckt haben. — Mit den vier Anderen, die ihnen folgten, hatte Sauser ebenso rasch Bekanntschaft geschlossen, wie es unter Künstlern üblich ist. Der Eine von den Vieren, der sich durch elegante modische Kleidung von den Uebrigen sehr vortheilhaft unterschied, war ein Berliner Marinemaler Namens Lehmann — zum Unterschied von zahlreichen Namensvettern und in Anspielung auf seine Kunstspecialität „Wasserlehmann“ genannt. Er war ein bereits renommirter Künstler, der sich nur vorübergehend, auf einer Studienreise begriffen, in Rom aufhielt und mit den ehemaligen Genossen einer lustigen Künstlerarmuth Verkehr pflegte. Er war ein fröhlicher Cumpan, der Sauser durch seine burschikosen Manieren und eine eigenthümliche Manie, eine Unzahl corrumpirter Citate und Sprichwörter zu gebrauchen, sehr belustigte. Die drei Uebrigen, die ziemlich schäbig aussahen, waren unserem Helden ebenfalls sehr umständlich vorgestellt worden: Der

Eine, ein spindeldürrer, griesgrämiger Patron, als ein Genremaler Sylvester Blechschmidt, wegen seiner Neigung für „Umschwung und Rebellion“ — „Robespierre“ genannt. Der Zweite war ein Bayer, Namens Carl Spieß und verdankte seiner Leibesfülle den Spitznamen „Carl der Dicke.“ Der Letzte und Jüngste von Allen, der in seinem singenden Dialect den gebürtigen Sachsen verrieth, cultivirte das Schlachtengemälde und hörte, außer seinem wirklichen Namen: Fridolin Stiegler, auf das Prädicat „der schöne Fridolin“, das ihm die muthwilligen Genossen wegen seiner faden, glatten, fast weibischen Physiognomie beigelegt hatten.

Die Gesellschaft war eben im Begriff, dem neuen Collegen ein bescheidenes Quartier und Atelier zu vermitteln; es sollte in demselben Hause sein, in welchem bereits die drei Letztgenannten ihr mehr als anspruchsloses Heim aufgeschlagen hatten.

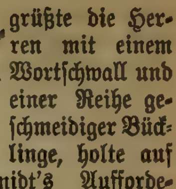
In einem Winkelgäßchen hielten sie vor einem alten schmutzigen Gebäude, einer verwahrlosten Fuhrmannsherberge, die ein verwaschenes Schild aufwies, auf welchem zu lesen war: „Locanda di San Andreo. — Vino e cucina casareccia. Stalla e pensione per cavalli.“

Sauser sah das Gehöft mit begreiflicherweise etwas mißtrauischer Miene an.

„Hier stehen wir vor dem Palazzo des Signore Gioachino Pucci,“ erklärte Carl der Dicke feierlich. „Bitte nur einzutreten! Wir werden Sie sogleich dem Herrn des Hauses vorstellen.“

Die Künstler betraten den Hof und steuerten dem Eingang der eigentlichen Osteria zu, der für einen Unkundigen schwer zu finden gewesen wäre, wenn ihm nicht der Duft ranzigen Küchenfetts den Weg gewiesen hätte.

Im Thürrahmen trat ihnen ein kleiner, gelenkiger Mann mit einem fast viereckigen Stierschädel und einem schmutziggelben Quittengesicht entgegen Es war Meister Gioachino Pucci, der ehrenwerthe Herbergsvater. Er be-



grüßte die Herren mit einem Wortschwall und einer Reihe geschmeidiger Bücklinge, holte auf Blechschmidt's Aufforderung einen Schlüsselbund aus dem Dunkel der Zechstube und geleitete die Gesellschaft schließlich nach dem Hintergebäude der Locanda.

Hier öffnete er eine Thür, die mit der des Pferdestalls idyllische Nachbarschaft pflog, und ließ die Signori in ein ziemlich geräumiges Gelaß treten, das früher einmal ohne Zweifel als Speicher eine etwas weniger anspruchsvolle Bestimmung erfüllt hatte. In der Ecke dem Eingang gegenüber war durch eine rohe Holzverschalung eine Art Cajüte hergestellt, von welcher Messer Pucci die Verwogenheit hatte, mit lächelndem Munde zu behaupten, sie könne dem „Signore Tedesco" als sehr geeignetes Schlafgemach empfohlen werden. Da das „Atelier" indeß ein großes Fenster enthielt, ziemlich hoch und — in erster Linie — wohlfeil war, besann sich Sauser nicht allzulange, das Miethverhältniß abzuschließen.

„Sie sind besorgt und aufgehoben," sagte der kaustische

Wasserlehmann, als sie wieder auf dem Hofe standen, und schüttelte dem jungen Bildhauer die Hand. „Genehmigen Sie meine theilnahmsvolle Gratulation!"

„Und jetzt," lächelte Carl der Dicke, „jetzt werden Sie es hoffentlich nicht verschmähen, unsere Gemächer mit Ihrer Gegenwart zu beehren und ein Fiaschetto von Messer Pucci's goldenem Grottaferrata-Wein auf gute Nachbarschaft mit uns zu trinken."

„Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort!" declamirte der Berliner und folgte den Anderen nach der offenen vermorschten Holzstiege, die hinter dem Stallgebäude, an der Düngergrube vorbei, in höchst halsbrecherischer Weise nach der „Beletage" geleitete.

Diese buchstäbliche „Freitreppe" führte unmittelbar zu einer aus neuen, ungehobelten Brettern zusammengezimmerten Thür empor.

„Sie sehen, wir haben uns erst kürzlich eine Renovirung unseres Einganges geleistet," bemerkte Spieß gravitätisch, und auf sein Commando: „Eins, zwei — drei!" warfen sich die drei Miether dieser vielversprechenden Wohnung mit Wucht gegen die Thür, die ohne Schloß war und erst auf diese gemeinsame Anstrengung aus dem umklemmenden Rahmen wich.

Die Gesellschaft trat in einen mäßig hohen, aber langgestreckten Saal, der ehemals vielleicht als Tanzlocal gedient haben mochte und auf der der Thür gegenüberliegenden Schmalwand drei Fenster besaß. Diese waren jedoch vorläufig erst durch einen fadenscheinigen, nichts weniger als reinlichen Kattunvorhang sichtbar, der sich quer von der einen Längswand zur anderen zog und so nächst der Thür einen kleinen Vorraum schuf. Hier sah man eine alte Holzbank und allerlei Gerümpel, von wohlthätigem Dämmer halb verhüllt.

„Dies ist unser Empfangssalon," erklärte Carl der Dicke mit der ernstesten Miene der Welt. Dann zeigte

er auf den großen Kattunfetzen: „Und das ist der Eingang in's Speisezimmer!“

Jetzt erst bemerkte Sauser einen an den Vorhang gehefteten Zettel, welcher die gastfreundliche Notiz enthielt: „Anklopfen ist hier nicht nöthig.“

Der schöne Fridolin zerrte an einem seitlich angebrachten Bindfaden, und die „Portière“ flatterte auseinander.

„Bei hohem Besuch wird die ganze Pforte feierlichst geöffnet,“ lächelte Spieß verbindlich und complimentirte die Gäste unter zierlichen Verbeugungen, die ihm bei seinem Schmerbauch eine Falstaff'sche Komik verliehen, in die größere Saalhälfte, jenseits der Gardinenstange.

Die Mitte des Raumes nahm hier ein großer runder Tisch ein. Von den Fensterpfeilern liefen, parallel mit den Seitenmauern, zwei spanische Wände weg, aus zwei Kleiderstöcken und mit allerlei Illustrationen aus alten Zeitschriften überklebten Brettern construirt, so daß drei Abtheilungen mit je einem Fenster gebildet wurden, in welchen die Staffeleien und Malutensilien des Kleeblattes Platz fanden. Das waren die drei „Ateliers.“ An der Wand rechts vom Tische lagen drei Wollmatratzen auf dem Boden: „unser Schlafzimmer.“

„Hört' mal, Kinderkens“, rief Lehmann, lächelnd Umschau haltend, „wie ich sehe, hat sich bei euch nichts verändert!“

„Ja, es ist noch die alte Lumpenwirthschaft,“ bestätigte Carl der Dicke seelenvergnügt, als gälte es, wohlverdiente Lorbeeren einzuheimsen.

Jetzt erschien Meister Pucci mit der bestellten Korbflasche und den nöthigen Gläsern und wurde mit einer Jubelhymne begrüßt. Man setzte sich um den Tisch, und bald entfesselte der topasfarbige Grottaferrata eine geräuschvolle Heiterkeit.

Sauser sollte gleich an diesem Abend Gelegenheit finden, das Zigeunerleben des Künstlerelends mit all seinen Licht-

und Schattenseiten kennen zu lernen. Anfangs amusirte er sich nicht wenig an dem mannigfachen Ulk, mit dem sich diese drei Kunstvagabunden ihre mehr als prekäre Lage zu vergolden schienen. Aber „als die Wogen des Weins schon höher gingen“ — um in dem blumenreichen Styl Wasserlehmann's zu reden — da dämmerte unserem Helden auch etwas von der Gefahr auf, die in solchem leichtfertigen Treiben liegt. Der schöne Fridolin war der Erste, der den Einwirkungen des überreichlich genossenen Rebensaftes erlag. In solchem Zustande gehörte es zu den Eigenheiten des Sachsen, mit bitterlichen Thränen seine — Talentlosigkeit, sein aussichtsloses Schicksal zu beklagen und mit schwarzen Selbstmordgedanken und jammernder Stimme, in die sein Dialect eine traurige Komik legte, nach einer „Bistole“ zu verlangen u. s. w.

Buerstenbinder, der einzige völlig Nüchterne, fand es in dieser bedenklichen Phase der „Fidelität“ geboten, an den Aufbruch zu mahnen, und unser Held war auch sofort dabei.

Da Sausers Quartier beim „heiligen Andreas“ heute nicht mehr hatte möblirt werden können, und auch sein Gepäck noch auf dem Bahnhof lagerte, nahm er die Einladung Buerstenbinder's, bei ihm zu übernachten, dankbarst an. So schritten sie zusammen der kleinen Via di Ripetta zu, wo der ältere Bildhauer sein Atelier und Logement hatte. Die frische Nachtluft that unserem jungen Helden unendlich wohl. In vollen Zügen genoß er den Frühlingsodem, den ein leiser Zephyr von der Campagna herübertrug.

Buerstenbinder bewohnte zwei Zimmer, von welchen das größere als Atelier eingerichtet war. Sauser betrat das Wohnzimmer des Collegen, das er, obgleich höchst einfach, doch mit einer Sauberkeit eingerichtet fand, die sonst keineswegs landesüblich ist.

Buerstenbinder, der unterwegs sehr schweigsam gewesen, drückte seinen Gast auf den breiten Lederdivan nieder, der

das Hauptstück unter den von jedem künstlerischen Schmuck weit entfernten Einrichtungsgegenständen bildete, welch letztere sammt und sonders offenbar nicht italienischer Provenienz waren, sondern wohl zum Eigenthum des Bildhauers gehörten.

„Lassen Sie uns jetzt Eins plaudern, wenn es Ihnen recht ist!" sagte er mit jenem matten Lächeln, das Sauser heute schon mehrmals an ihm beobachtet hatte. „Wenn Sie meine Kunstwerke zu sehen verlangen — die zeige ich Ihnen morgen — Sie kommen noch immer früh genug dazu. Vorläufig sehne ich mich darnach, von uns'rer lieben deutschen Heimat zu hören."

Sauser ging mit Vergnügen auf dieses Thema ein. Er erzählte von seiner Preisarbeit: „Venus, sich mit Rosen schmückend," die ihm das Stipendium eingetragen hatte. Von seinem früheren Leben verrieth er nur, daß er auf dem Dorfe aufgewachsen sei und in Stuttgart das Polytechnicum besucht habe. Den Namen seines heimatlichen Herzogthums verschwieg er jedoch, da er mit der Geburtsstätte endgiltig gebrochen zu haben glaubte. Er betrachtete sich als losgelöst von dem Schauplatz seiner Kindheit und wollte durch nichts daran erinnert werden. Er schämte sich des Vaters, dessen Reichthum er nicht ganz lauteren Quellen zuschrieb, und nichts wäre ihm peinlicher gewesen, als seine Blutsverwandtschaft zu dem „König von Buchenried" gestehen zu müssen.

„Welch ein sympathischer Zufall!" rief Michael Buerstenbinder. „Sehen Sie — auch ich bin ein Bauerssohn, aber meine Wiege stand nicht in Ihrem freundlichen Süddeutschland, sondern in den reizlosen, öden Gefilden der rothen Erde Westphalen's. Meine Eltern waren arme Häusler in der Nähe von Osnabrück. Der Gutsbesitzer, auf dessen Grund unsere Hütte stand, fand Gefallen an mir, wollte große wissenschaftliche Talente in mir entdecken und ließ mich auf seine Kosten studiren — das heißt,"

setzte er seufzend hinzu, „ich brachte es nicht gar weit. Ich war schon an sechzehn Jahre, als ich auf's Gymnasium geschickt wurde. Mit mehr Fleiß als Begeisterung schleppte ich mich bis zum Abiturientenexamen, aber als es galt, eine Berufswahl zu treffen — mein Gönner wollte entweder einen Pastor oder einen Advokaten aus mir machen — da warf ich mit einem Male die ganze mir zugedachte Carrière hin und folgte dem unbändigen Drang, den man gewöhnlich die bessere Stimme seines Innern zu nennen liebt, der mich auf die Künstlerlaufbahn trieb. Der Gutsherr protestirte — ich blieb starrköpfig — kurz und gut, ich wurde als ein — Taugenichts, ein Undankbarer bezeichnet und — sah mich lediglich auf mich selbst angewiesen. — Sie wissen vielleicht nicht ganz, was es heißt, sich ohne fremdes Wohlwollen, ja absichtlichen Verfolgungen zum Trutz, sich durch die Welt schlagen zu müssen. Ich hatte buchstäblich nichts weiter als — meine Künstlerideale. Aber selbst zum eigentlichen Erstreben derselben hatte es noch gute Wege. Ich mußte vorerst an den Erwerb des lieben Brotes denken. — Es würde Sie wohl ermüden, wollte ich Ihnen erzählen, wie ich bald als Lehrer, bald als Tagschreiber, aber immer als ein für halb und halb Verkommener geltend, jahrelang vegetirte, bis ich so viel zusammengekratzt hatte, um erst bei einem obscuren „Meister," der sich für ein verkanntes Genie hielt, — und dann endlich auf der Düsseldorfer Akademie zu erlernen, was eigentlich nur die Handwerksgriffe unserer Kunst sind. Ich war schon über dreißig, als ich die Akademie verließ. Begreifen Sie, was das bedeutet?"

Sauser sah ihn fragend an. Buerstenbinder wollte etwas sagen, brach aber beim ersten Wort wieder ab und ging einige Male durch das Zimmer.

„Sie haben heute eine lehrreiche Episode erlebt," sprach er dann. „Die drei Bursche im heiligen Andreas werden Ihnen wohl den Beweis geliefert haben, was für eine Be-



wandtniß es oft mit dem so lustig erscheinenden Zigeunerleben der Künstler hat. So lang man jung ist, mag man unbeschadet davon kosten; ja, ich läugne gar nicht den poetischen Schimmer, der uns oft aus den Erinnerungen einer solchen jugendlichen Vagabundenzeit anweht. Da haben Sie zum Beispiel diesen sogenannten Wasserlehmann. Das ist ein tüchtiger Mensch! Der stack über beide Ohren in diesem Schülerelend, aber er hat seinen Weg gemacht — und wird ihn noch höher machen; er ist ein Talent."

„Und die drei Andern nicht, wollen Sie sagen?"

„Sie haben ja selbst vernommen, welch eine tragische Erkenntniß dem einen armen Teufel in seinem moralischen Kater aufdämmerte. . . . Nun, seien Sie überzeugt, auch seine beiden Gefährten haben solche somnambulische Anwandlungen, wenn sie in trüber Stunde Einkehr in sich selbst halten. Sie haben sich nur zusammengefunden, weil sie ihre Misère miteinander tragen müssen, um sich durch tragikomische Narreteien darüber hinwegzutäuschen und — zu betäuben. Und darum

sind sie unzertrennlich, trotz der mannigfachen Zwistigkeiten, die sie unter sich auszufechten haben. — Ich hätte Ihnen nicht gerathen, sich in dieser Nachbarschaft einzuquartieren, wenn ich nicht instinctiv überzeugt wäre, daß Sie ein fester, gereifter Charakter sind, der nicht mehr als höchstens einen gelegentlichen Zeitvertreib und ein heilsames abschreckendes Beispiel in diesem tollen Treiben finden wird. — Im Uebrigen folgen Sie nur immerhin dem Genius, dem Sie nun einmal zugeschworen haben — und lassen Sie mich bei Gelegenheit Ihre Arbeiten sehen!"

„Mit tausend Freuden! Ich hoffe, Sie werden mir recht oft Ihre Gesellschaft schenken. Ihre freundschaftlichen Rathschläge und Ihr Umgang. . . ."

Buerstenbinder unterbrach ihn mit einem heftigen Kopfschütteln und befreite seine Hand aus der des jungen Mannes. Und wieder erschien das eigenthümlich müde, melancholische Lächeln auf seinen fest aufeinanderliegenden Lippen.

„Nein, mein lieber Kamerad — das lassen Sie bleiben! Wir wollen uns mitunter besuchen, ich werde mich glücklich schätzen, von Ihnen und Ihren hoffentlich ausgiebigen Fortschritten zu hören, aber ein fortgesetzter Verkehr zwischen uns — glauben Sie mir, das thäte Ihnen nicht gut. Ich — ich bin zu viel Pessimist" . . . .

Und als ob er den Andern nicht weiter zum Wort, zu einer Frage kommen lassen wollte, sprang er rasch auf ein anderes Thema über, indem er den Wunsch aussprach, von Sauser's Düsseldorfer Erlebnissen zu vernehmen, von dem Professor, der einst sein (Buerstenbinder's) Studiengenosse und Sauser's Lehrer daselbst gewesen, und dergleichen.

Von seinem eigenen Schaffen sprach dieser seltsame Mann, den Hans trotzdem immer sympathischer fand, den ganzen Abend kein Wort.

Achtes Capitel.

Dröscher fuhr emsig fort, die Ingredienzien für seinen „Hexenkessel“ zu sammeln. Die Sache war ihm so wichtig, daß er, noch ehe die „Saison“ zu Ende war, seinen Spielsalon auf eine Woche schloß, um wieder einen Abstecher nach der Herzogsresidenz zu machen. Der Zufall spielte ihm da ein Detail in die Hände, welches ihm höchst werthvoll erschien, abschon er nicht gleich wußte, in welcher Weise es zu „verarbeiten“ sein würde. Als er bemüht war, ein möglichst genaues Verzeichniß der Personen zu sammeln, welche an jener Entenjagd theilgenommen hatten, bei welcher Erbprinz Conrad Friedrich das Leben eingebüßt, stieß er auf den Namen Chlodwig v. Perneck. Dieser Perneck sei der Adjutant des unglücklichen Prinzen gewesen. Er war in Ungnade gefallen — man sucht ja nach einer solchen Katastrophe immer einige Sündenböcke heraus — wahrscheinlich zieh man ihn der Unachtsamkeit, daß er seinen hohen Schützling nicht besser gehütet. Perneck habe dann das Land verlassen und auswärtigen Militärdienst genommen. Dröscher erinnerte sich an einen ehemaligen Regimentskameraden Namens Perneck, dann fiel ihm auch ein, vor zwei Jahren in der Zeitung von dem Selbstmord eines Obersten v. Perneck gelesen zu haben, der mit einer Geldaffaire zusammenhing. Und siehe da, jetzt wußte er mit einem Male auch, warum ihm ein junger Mann, dem er in letzter Zeit ein paar Mal in den Straßen Berlins begegnet war, so bekannt vorgekommen. Das war ja dieser junge Perneck! Seine etwas schofle Civilkleidung nur war Schuld gewesen, daß er ihn nicht gleich erkannt hatte.

Sein Erstes nach seiner Wiederankunft in Berlin war, unter der Hand Erkundigungen nach diesem jungen Herrn einzuziehen. Da erfuhr er, daß der Oberst v. Perneck, welcher vor zwei Jahren durch Selbstmord geendet, der Vater seines einstigen Regimentskameraden Bruno gewesen

und daß Letzterer den Dienst hatte quittiren müssen. — Dem armen Teufel geht es schlecht, natürlich! calculirte Dröscher. Nun, wir wollen sehen — ob sich etwas für ihn thun läßt! Für's Erste wird er wohl Auskunft geben können, ob sein seliger Papa mit jenem Adjutanten des „durch einen unglückseligen Zufall" um's Leben gekommenen Conrad Friedrich identisch ist.

Er wußte, daß Bruno v. Perneck täglich zu einer bestimmten Stunde in einem gewissen kleinen Kaffeehause zu finden war, wo er mit einigen Zeitungsreportern und dergleichen Leuten zusammenzutreffen pflegte. Dröscher erkundete sogar das armselige Quartier des einstigen Cavallerie-Lieutenants im Nordostviertel. Aber er fand es nicht geboten, ihn direct aufzusuchen. „Die Sache soll sich scheinbar ganz a propos machen!" sagte er sich; er pflegte sich bei seinen Geschäften niemals zu überhasten.

Mittlerweile drohte ihm jedoch ein empfindlicher „Geschäftsverlust." Schwester Gertrud nämlich zeigte in letzter Zeit sehr bedenkliche Emancipationsgelüste. Das von Hause aus gut angelegte Mädchen hatte sich überhaupt nur widerwillig zur passiven Helfershelferin des Bruders hergegeben. Anfangs begriff sie seine „Geschäfte" gar nicht so recht, und als sie einigen Einblick gewann, wußte ihr Paul ihre Abhängigkeit als Waise und als Mädchen ohne positive Bildung so deutlich vor Augen zu rücken, daß sie es nicht wagte, auf seine „brüderliche Unterstützung" zu verzichten und sich selbst den Weg durch's Leben zu bahnen. Insgeheim hatte sich sich wohl auch mit der Hoffnung getragen, unter den Gästen des Hauses einen Mann zu finden, dem sie sich für ihr ganzes Leben anvertrauen mochte. Junge Mädchen haben ja in diesen Dingen oft merkwürdig naive Anschauungen. Die fünf Jahre, die sie nun schon im Hause des Bruders verbrachte, hatten ihr endlich ein richtigeres Urtheil über ihre Zukunft beigebracht. Jetzt wollte sie fort, nnd nur der Umstand, daß sie über die Schritte zu einem

anständigen Erwerb noch nicht klar geworden, hielt sie von der sofortigen Ausführung der Drohung ab, die Dröscher weit unangenehmer berührte, als er dem Trotzkopf gestehen wollte. Mit Gertrud verlor er den vorzüglichsten „Magnet" seiner Soiréen. Gerade ihr herbes, unnahbares Wesen war es ja, was diese meist blasirten Gäste interessirte und überraschte. Man hätte dergleichen an diesem Orte eben nicht gesucht. Woher also einen Ersatz nehmen? Sollte Dröscher — heiraten? Ein unangenehmes, widriges Gefühl durchrieselte ihn bei dem bloßen Gedanken an einen solchen Ausweg. Aber außer seiner principiellen Abneigung gegen Hymens Rosenketten, hatte er noch eine Menge anderer Argumente, die dagegen sprachen. Daß er seine Wahl kaum unter den „ersten Töchtern des Landes" zu treffen habe, darüber gab er sich als nüchterner Praktiker keiner Täuschung hin. Es war also in sehr vielen Beziehungen fraglich, ob er seinem „Geschäft" durch eine Heirat nützen würde. Im besten Falle war es immerhin kostspielig; die Honneurs einer regelrechten Hausfrau kamen ihm theurer zu stehen als die der Schwester.

Perneck haderte seit einer Woche ärger als je mit seinem Schicksal. Er war vor Kurzem wieder ein bischen mehr bei Casse gewesen und zwar dadurch, daß er das Referat über die heurigen Frühjahrs-Pferderennen für seine Zeitung übertragen bekam. Einer aus der Gilde der modernen Catilinas, die er jetzt Collegen nannte, hatte ihn zu überreden gewußt, sich mit ihm auf dem Turf als fliegender Totalisator, als sogenannter Bookmaker zu etabliren. Bruno hatte sein „Capital" durch eine neue Anleihe bei seiner Schwester verstärkt, indem er eine fein ausgeklügelte Lüge anwandte. Das Compagniegeschäft hatte sich auch ganz hoffnungsvoll angelassen, da zog es Perneck's Associé vor, mit dem gemeinsamen Gewinn das Weite zu suchen. Bruno sah sich durch diesen Schurkenstreich völlig auf dem Trockenen, und da er sich schämte, Renate seine Lüge und sein

Mißgeschick einzugestehen, war er ihr nicht mehr vor Augen gekommen.

Eines Nachmittags fiel ihm in dem Café, in welchem die Zeitungsreporter ihre Berichte austauschten, ein Mann auf, der sich dicht an Bruno's Tischchen seinen Platz gewählt hatte. Letzterer fixirte die Physiognomie, die ihm bekannt vorkam. Der Fremde, der schon allein durch sein hochelegantes Aeußere in diesem Cirkel der untergeordnetsten Preß-Handlanger auffiel, blickte zufällig von seiner Zeitung auf.

„Wahrhaftig! Herr von Perneck — wenn ich nicht irre?“ näselte er erstaunt, seinen goldenen Kneifer aufsetzend und dem Andern jovial zulächelnd.

Bruno erröthete wie ein Backfisch. Ah, das war ja jenes „mauvais sujet“, jener Dröscher, der vor etlichen Jahren dasselbe Cavallerieregiment hatte verlassen müssen! Aber Perneck erröthete nicht, weil ihn etwa die cordiale Anrede dieses Menschen verdroß, den er damals mit berechtigter Verachtung kaum über die Achsel angesehen hätte, sondern — weil er sich in seiner sichtbaren Dürftigkeit vor dem „feinen Herrn“ schämte, welcher ihn einst im Vollbesitz seiner Lieutenantspracht und -Herrlichkeit gekannt hatte.

„Wie geht's, wie geht's, alter Freund?“ fuhr Dröscher mit verblüffender Sicherheit fort, ihm die Hand hinstreckend. „Freut mich, wieder einmal einen guten Bekannten zu treffen. Lassen Sie uns Eins plaudern! Habe gehört, daß Sie ein bischen Mißgeschick hatten — mit Ihren Kameraden, he? — Aber nehmen Sie doch den Stuhl da, lieber Sohn! — Eine verdammte Bande unser Regiment, was? Na, seien Sie froh, dieser hochnäsigen Sippe den Rücken gekehrt zu haben! Ich gratulire Ihnen dazu. Mein Gott, ein Mann wie Sie, der kann doch größere Ansprüche an die Welt machen.“

Bruno zögerte noch, aber Dröscher ließ ihm keine Zeit zu moralischen Erwägungen. Er sprach ganz munter von ihrem „gemeinsamen“ Malheur mit dem Stand, der sich

die ungeheuerlichsten Vorrechte anmaße, und zeigte eine Gewandtheit, sich und Perneck als Märtyrer lächerlicher Vorurtheile hinzustellen, daß der Heruntergekommene schließlich in der That eine Art kameradschaftlicher Dankbarkeit für ihn fühlte. Nach und nach wurde er so weit warm, daß er ihm alle seine Erlebnisse in den letzten zwei Jahren anvertraute. Dröscher machte große Augen, schimpfte auf die miserable Gesellschaft, die „einen Perneck" heutzutage nicht aufkommen lassen wolle, und schwor, daß es gerade seine (Perneck's) Pflicht sei, gegen diese Gesellschaft Repressalien zu üben. Nach einiger Zeit, als die Mehrzahl der Gäste das Local verlassen hatte und die Beiden vereinsamt in ihrem lauschigen Winkel saßen, bestellte Dröscher eine Flasche Wein, und nun „plauderte sich's leichter."

Bruno mußte sich bald sagen, daß dieser Dröscher nicht nur ein witziger, welterfahrener Gesellschafter sei, sondern auch ein recht „guter Kerl."

„Nehmen Sie mir's nicht übel!" flüsterte er Bruno zum Beispiel mit ernster, theilnahmsvoller Miene zu. „Aber wenn Sie vielleicht — was doch immerhin möglich wäre — etwas benöthigen sollten, so sagen Sie's frei heraus! Vor einem Kameraden werden Sie sich doch nicht geniren? Und ich kenne das, ich war auch schon gehörig in der Tinte. Also keine falsche Scham!"

Das klang so bieder, so brüderlich ermunternd, daß Perneck nicht ein durch Unglück, Leichtsinn und Zagemuth mürbe gemachter Kämpfer im Leben hätte sein müssen, um diese wohlwollende Freundeshand auszuschlagen. Er seufzte laut und dachte an Renate, der er die Rückzahlung der kleinen Summe, die jetzt ein Vermögen für ihn bedeutete, schon für vorgestern so bestimmt versprochen hatte. Dröscher drang mit freundschaftlicher Delicatesse in ihn, und so platzte er denn mit seinem Anliegen heraus.

„Na, also!" entgegnete Dröscher gemüthlich und zog sein Portefeuille. „Ich bitte Sie, wenn sich alte Cumpane

nicht beispringen sollten — in zufälligen Verlegenheiten.... Wie viel denn?"

Bruno stippte mit einem angebrannten Zündholz verlegen in der Aschenschale herum, die vor ihm stand, und wagte es kaum, die Höhe des Betrages vor sich hinzuhauchen. Aber Dröscher lachte ihn ob seiner Zaghaftigkeit aus.

„Aber Sie kindischer Junge, das ist ja eine Bagatelle! Was drücken Sie denn da so lange rum? Sie geben mir's ja einmal bei Gelegenheit wieder. — Aeh, fatal!" machte er dann, in seiner Brieftasche herumstöbernd. „Ich habe just nicht so viel bei mir. Nehmen Sie indessen das da! Und schenken Sie mir morgen das Vergnügen Ihres Besuches!"

Er schob ihm eine Banknote mit seiner Visitenkarte hin, welch letztere seine Adresse trug. Perneck steckte die Papiere hastig ein und stotterte außer seinem Dank die Zusicherung hervor, daß er nicht ermangeln werde, von der freundlichen Einladung Gebrauch zu machen.

Dann kam das Gespräch wieder auf die widrigen Ereignisse, die sie Beide aus dem Militärdienste getrieben, und Bruno zeigte lebhaftes Verlangen zu erfahren, wie es denn dem Andern gelungen sei, sich im „Civil" fortzubringen, notabene in so glänzender Weise, wie es den Anschein hatte.

„Lieber Freund," lachte Dröscher auf seine dahin zielende Frage, „ich will Ihnen gegenüber kein Hehl aus dem Recept machen, nach welchem ich mich eingerichtet habe. Wenn ich Ihnen mein Metier mit einem Worte nennen sollte, so müßte ich sagen: ich bin — Philosoph."

„Ah, Sie haben akademische Studien gemacht — dann freilich!" erwiderte Bruno mit einem Seufzer der Enttäuschung.

„Hahaha! Nicht doch. Ich habe nur an der Hochschule des Lebens studirt — aber gründlich. Wenn Sie wollen, so kann ich Sie in wenigen Minuten mit den Grundzügen meines philosophischen Systems vertraut machen."

„Ich würde Sie in der That darum bitten, denn Ihr System hat den offenbaren Erfolg für sich."

Dröscher bestellte eine neue Flasche, versah sich und seinen „zufälligen" Gast mit einer echten Havannah und nahm dann wieder das Wort.

„Sie haben jetzt wohl selbst die Erfahrung gemacht, daß es nicht immer unsere Schuld ist, wenn wir von dem breiten, wohlgeebneten Weg, auf welchen uns Convenienz und Erziehungsmaximen zu Anfang geleitet, abweichen und einen der vielen mannigfach verschlungenen Seitenpfade einschlagen müssen, von denen einige zuweilen nach dem Hospital oder dem Irrenhaus, zuweilen nach dem — Zuchthaus führen können. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Ich sage nur, daß es solche Wege gibt, und daß man sie mitunter ganz unversehens wandeln kann. Das wollen die Herren auf der großen, bequemen Hauptstraße freilich nicht begreifen; sie rümpfen schon die Nase über den Genossen, der so nebenher, am Rande ihrer Bahn mühselig dahintrotten muß, und doch haben die Wenigsten von diesen Hochmüthigen ein eigentliches Recht, sich besser zu dünken, denn wer aus den Schranken nicht herauszutreten braucht, in denen wohl Jeder gern leben möchte, der kann leicht zufrieden bleiben und das, was man ehrlich nennt."

Perneck mußte daran denken, daß er noch vor zwei Jahren selbst Einer von diesen „Nasenrümpfern" gewesen und auf jene zweifelhaften Existenzen, zu denen er nun zählte, mit einem Selbstbewußtsein herabgesehen hatte, das ihm damals allein schon eine werthvolle Tugend däuchte.

„Ich aber sage diesem Pack: Wenn ihr mir den ehrlichen Handel unmöglich macht, dann werde ich eben — Schmuggler; ihr selbst habt mir in dem Kampf um's Dasein die Rolle eines — Marodeurs angewiesen!"

„Sehr wahr!" rief Bruno erbittert, seinen Groll mit einem Glas Wein hinabspülend.

„Und was mache ich mir denn daraus, wie viel ich in

euren Augen gelte?" fuhr Dröscher fort, seine socialen Widersacher anredend. „Seid ihr denn überdies so rein, als ihr euch selbst immerfort vorheuchelt? Und ihr habt für eure Streiche nicht unsere Entschuldigung, daß es sich um die nackte Existenz handelt. — Ich möchte Ihnen nur die Frage vorlegen, Perneck, ob Sie im Lauf Ihrer traurigen Erlebnisse schon dahin gekommen sind, diese privilegirten Tugendbolde und Heuchler bedingungslos zu verachten."

„Das thue ich, das thue ich wahrhaftig!" knirschte Bruno, die Faust schüttelnd. Der starke Wein begann ihm bereits zu Kopf zu steigen.

„Dann sind Sie auch der starke, energische Geist, den ich in Ihnen vermuthete. Ein gewisser rücksichtsloser Egoismus ist echt männliche Kraft und unbedingte Nothwendigkeit für denjenigen, der, wie Sie und ich, darauf angewiesen ist, sich unverdienten Widerwärtigkeiten zum Trutz zu erhalten. Lassen Sie es dem hochnäsigen Gesindel nur wissen, daß Sie sich nicht um sein Urtheil scheeren, und seien Sie versichert, Sie werden mehr respectirt, als wenn Sie um seine Gunst und Anerkennung buhlen und jeden Fußtritt mit einem demüthigen Schmerzensschrei quittiren. Mit einem Wort. Machen Sie sich selbst Ihre Gesetze, und man achtet die selbständige Individualität in Ihnen!"

Bruno sah den Sprecher mit nicht mehr ganz klaren Augen an.

„Sie — Sie haben sich schon über die staatliche Legislatur hinweggesetzt?" fragte er befremdet.

„Ah, fürchten Sie nichts! das meine ich nicht. Im Gegentheil, wir müssen schon sehr darauf achten, daß sie uns mit den gedruckten Gesetzparagraphen nicht ankönnen, denn darauf lauern sie ja nur."

Und nun schilderte er in gleißnerischen, oft humoristischen Farben, wie er, den man unbezahlter Spielschulden halber

(die näheren Umstände verschwieg er allerdings) aus dem Regiment „geekelt" habe, darauf hingewiesen worden sei, gerade aus dem Spiel seinen Lebensunterhalt zu ziehen. Das Geschäft sei immer besser gegangen, denn die Gimpel stürben ja nie aus, die darin ein Vergnügen finden, sich auf noble Weise das Geld abnehmen zu lassen.

„Ich spiele ja nicht etwa falsch. Der Bankier hat nur zehnmal mehr Chancen als der Pointeur. Und wenn ich, der ich meinen Clienten einen eleganten Salon zur Verfügung stelle und ihnen am Roulettetisch das Amusement biete, das sie eben verlangen — wenn ich damit gewissermaßen eine Steuer auf die Dummheit lege, so bin ich doch nicht schlechter als zum Beispiel die Pächterin der Spielbank in Monaco, welche Dame doch eine sehr angesehene Stellung in der Welt einnimmt und ihre Töchter bekanntlich an die vornehmsten Adelsgeschlechter verheiratet. Zum Mindesten bin ich viel besser als mancher Staat, der aus dem öffentlichen Hazardspiel, dem sogenannten kleinen Lotto, Millionen zieht, die zum weitaus größten Theil die allerärmste Bevölkerungsschichte beisteuert, während ich nur vornehme Nichtsthuer rupfe. Und sehen Sie, dabei bin ich auf dem Wege, mir ein Vermögen zu sammeln, während ich mit einem überzarten Gewissen, das für unsereinen einmal nicht taugt, verhungern könnte."

„Wahrhaftig, es ist ein Geschäft, so gut wie ein anderes!" stimmte Perneck bei, der in letzterer Zeit in seinen Kreisen schon mehrfache bezeichnende Erfahrungen gesammelt hatte. „Mit einem vollen Beutel kann man leicht subtile Ehrgesetze schaffen und befolgen, welche der vornehmen Gesellschaft zum glänzenden Aufputz dienen, aber als armer Teufel macht man sich damit lächerlich."

„Bravo! Ich merke, auch Sie sind schon graduirt auf unserer gemeinsamen Hochschule!" sagte Dröscher, dem Nachbar die Hand schüttelnd. „Sehen Sie Freund, es gibt überfeine Ehrbegriffe, wie es einen überculti-

virten Geschmack gibt. Einem solchen übertriebenen Ehrbegriff ist ja auch Ihr verehrungswürdiger Herr Vater zum Opfer gefallen, wenn ich recht berichtet bin. Und wurde er denn nach seiner Verzweiflungsthat rehabilitirt? Mit nichten. Und wäre es ihm nicht besser gewesen, den rücksichtslosen Kampf bis auf's Messer mit dieser heuchlerischen, grausamen Clique aufzunehmen, welche alle Tugend und Ehre gepachtet zu haben meint, — so wie wir diesen Kampf aufnehmen?"

Bruno's vom Wein gefärbtes Gesicht wurde noch dunkler. Es waren sehr verschiedenartige Empfindungen, welche die Erinnerung an den Vater in ihm erweckte. Aber Dröscher sorgte durch eine geschickte Suade dafür, daß das Gefühl der Erbitterung und der Wuth die Oberhand behielt.

„Herr von Perneck hätte allerdings schon aus früheren Jahren wissen können, wie leicht man alte Verdienste vergißt. Nicht wahr, er war doch vor etlichen dreißig Jahren in herzoglich Xschen Diensten?"

„In der That. Er war Adjutant eines Prinzen — der Kukuk mag wissen, wie derselbe hieß! Ich hab's vergessen," murmelte Bruno, ohne in seiner durch den Rebensaft und den Unmuth beeinflußten Stimmung darüber nachzudenken, wodurch sich denn der neuerworbene Freund eine so genaue Kenntniß der Perneck'schen Familienverhältnisse verschafft hatte.

„Nun, sehen Sie, damals mußte er schon erfahren, was Undank der Großen heißt. Hat Ihnen der Vater niemals erzählt — von dem unnatürlichen Tod des Prinzen Conrad Friedrich — und was damit zusammenhing?"

„Allerdings, ich erinnere mich. Man hatte ihn davongeschickt, weil man fand, daß man ihn entbehren könne."

„Sagen Sie lieber, weil man ihn *unbequem* fand," flüsterte Dröscher, den Ex-Lieutenant am Arm fassend „ja, weil man ihn unbequem fand mit seinem strengen Rechtsgefühl, seiner unzweifelhaften Ehre, die es nicht gelitten hätte, sich zum Helfershelfer gewisser Machinationen zu er-

niedrigen, die aber andererseits doch wieder eine Garantie bot für seine Verschwiegenheit der großen Welt gegenüber. Hahaha! Merken Sie den feinen Witz? Eben weil Ihr Vater eine unerschütterliche Redlichkeit besaß, durfte man es wagen, ihn bei Seite zu schieben; man wußte, daß es ihm ferne liegen würde, sich so zu rächen, wie es dieses undankbare, wohlberechnende Geschmeiß verdient hätte. Wäre Herr v. Perneck mit Drohungen hervorgetreten, man würde sich gehütet haben, ihn vor den Kopf zu stoßen. Kurz, es war sein Ehrgefühl, was ihn damals vom Amte brachte, wie es auch Ehrgefühl war, was ihn in den Tod trieb."

„Was meinen Sie damit? Was wissen Sie darüber?" fragte Bruno, nun doch aufmerksamer werdend. „Was waren das für Machinationen, zu denen er nicht die Hand bieten wollte?"

„Hat Ihnen der Vater niemals die Geschichte von jenem Prinzen erzählt, der bei einer Entenjagd erschossen wurde? Hat er niemals gesagt, daß er nach dieser Affaire in Ungnade fiel, bloß weil er das Unglück gehabt, dabei ein Zeuge gewesen zu sein?"

„Doch, doch!" rief Bruno, indem er sich die Hände rieb.

Dann wiederholte er Alles, was er aus dem Munde des Vaters über die Sache wußte. Dröscher hörte sehr aufmerksam zu, aber er vernahm nicht mehr, als er schon längst wußte. Prinz Conrad Friedrich sei auf der Jagd verunglückt — durch die Unachtsamkeit eines Jägerburschen. Prinz Josef Wladimir, der Bruder und Nachfolger, habe seinen Schmerz dadurch bewiesen, daß er Alle aus der damaligen Umgebung des Getödteten mit seiner hohen Ungnade bestrafte.

„Und sonst wissen Sie nichts? Ließ Ihr Vater nichts Näheres verlauten? Keine Andeutung, daß er noch mehr wisse? Sollte er keine Papiere, keine Aufzeichnungen über diese Geschichte hinterlassen haben?"

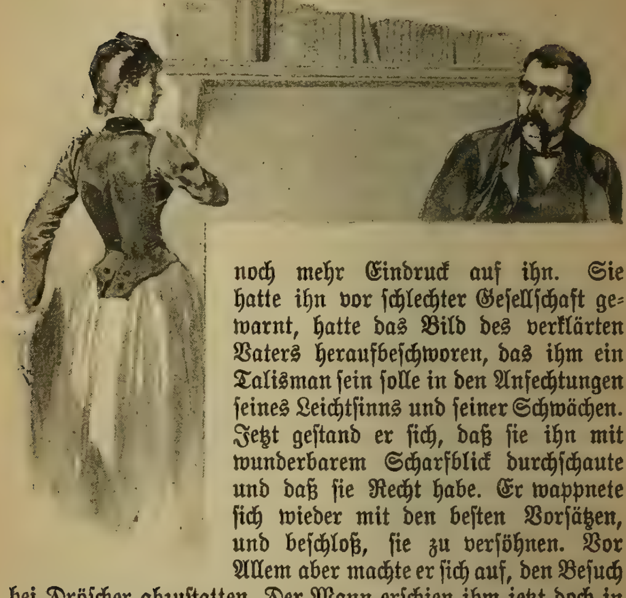
„Mir ist nicht das Mindeste bekannt. Aber sagen Sie mir doch, was meinen Sie denn eigentlich? Vermuthen Sie da irgend ein dunkles Geheimniß?"

„Vielleicht," entgegnete Dröscher nach einigem Schweigen. Er war verstimmt uud beschloß, auf's Genaueste zu erwägen, ob er Perneck näheren Einblick in seine Karten gewähren solle.

Vorläufig empfahl er ihm, den Nachlaß des Obersten nochmals auf's Genaueste zu durchforschen, ob nicht irgend welche Notizen zu entdecken seien, die auf Herrn v. Perneck's Vergangenheit Bezug hätten. Im Uebrigen vertröstete er Bruno auf morgen. Er hoffe ihm vielleicht interessante Mittheilungen und Vorschläge machen zu können; vor Allem solle er nicht versäumen, sich die restliche Darlehenssumme abzuholen. Mit dieser Verabredung schieden sie für heute.

Bruno begab sich von dem Kaffeehause direct zu seiner Schwester, ihr eine Abschlagszahlung von dem ihm geliehenen Gelde zu leisten.

Renate war etwas unwillig, weil er so lange nichts von sich hören gelassen. Als sie ihr Zimmer betrat, in welches er sich hatte führen lassen, bemerkte sie, daß er betrunken sei. Sie machte ihm Vorwürfe, schalt ihn, daß er in solchem Zustande das Haus ihrer Herrschaft betrete u. s. w. Bruno war durchaus nicht in der Stimmung, sich wieder einmal „bevormunden" zu lassen, antwortete mit den spitzen Redensarten, die er immer bei der Hand hatte, wenn er sich schuldig fühlte, und warf ihr vor, daß sie leicht moralisiren könne, da sie ihr sicheres Auskommen, aber kein Verständniß für die Mißlichkeiten des täglichen Lebens habe, mit denen er kämpfen müsse. Kurz, er beschwor eine sehr häßliche Scene herauf und ließ Renate in Thränen zurück. Trotz dem Unmuth, mit welchem er sie verließ, sah er das Abscheuliche in seinem Verhalten gegen die Schwester bereits halb und halb ein. Als am nächsten Morgen die Geister des Weins in seinem Kopf verflogen waren, machten Renate's Worte



noch mehr Eindruck auf ihn. Sie hatte ihn vor schlechter Gesellschaft gewarnt, hatte das Bild des verklärten Vaters heraufbeschworen, das ihm ein Talisman sein solle in den Anfechtungen seines Leichtsinns und seiner Schwächen. Jetzt gestand er sich, daß sie ihn mit wunderbarem Scharfblick durchschaute und daß sie Recht habe. Er wappnete sich wieder mit den besten Vorsätzen, und beschloß, sie zu versöhnen. Vor Allem aber machte er sich auf, den Besuch bei Dröscher abzustatten. Der Mann erschien ihm jetzt doch in einem etwas bedenklichen Lichte und es reute ihn manches Wort, mit welchem er ihm gestern, halb im Rausch, beigestimmt hatte. Er redete sich selbst ein, daß er das Darlehen von ihm niemals nehmen würde, wenn er damit nicht das Vertrauen der Schwester zurückgewinnen müsse. Diese Rücksicht bewog ihn auch allein, die Karte des einstigen Kameraden hervorzusuchen und sich nach der darauf bezeichneten Adresse zu wenden. Freilich, wie gerne hätte Renate das Geld verloren gegeben, wenn sie gewußt hätte, aus welchen Händen es kam, wenn sie gewußt hätte, welche Folgen für Bruno aus diesem Besuch in der Behrenstraße erwachsen würden!

Aber das konnte auch er in dieser Stunde noch nicht ermessen.

Zur selben Zeit, als Bruno auf dem Weg zu ihm war, hatte Dröscher eine kleine Auseinandersetzung mit seiner Schwester Gertrud.

„Höre einmal, Trudel!“ warf er in jenem gemüthlichen Tone hin, den er stets anwandte, wenn er außergewöhnlich vergnügt war oder — etwas erreichen wollte. „Ich werde heute einen jungen Mann empfangen, einen Menschen, der mir möglicherweise sehr viel nützen kann. Ich wünsche daher, daß er einen recht angenehmen Eindruck von meinem Hause mitnehme. Verstehst du?“

„Was habe ich dabei zu thun?“ entgegnete Gertrud finster.

„Du sollst — liebenswürdig sein, mein Schatz!“ lachte er, sie neckend am Kinn nehmend. „Das kann dir doch wahrlich nicht schwer fallen.“

„Das heißt — ich soll den Köder abgeben, um dir einen Goldfisch in's Netz zu ziehen?“

„Geh, sei doch nicht so unwirsch! — Nein, Kind, der Mann soll bei mir nichts verlieren, im Gegentheil, er kann vielleicht ein ebenso gutes Geschäft machen als ich.“

„Also ein Spießgeselle? Ich danke. Wir brauchen auch keine Worte mehr in solchen Dingen zu verlieren; darüber habe ich dir erst neulich meine Meinung gesagt.“

„Du willst wirklich die Widerspenstige spielen, kleiner Satan?“ rief er mit blitzenden Augen.

„Laß' mich zufrieden!“

„Oho! Du, zwinge mich nicht, dir einmal den Herrn zu zeigen! Ich zertrete dich, wenn du dich mir als Hinderniß in den Weg stellst. Und du kennst mich — ich schrecke vor nichts zurück!“

Er hätte seine Drohungen in seinem Wuthanfall noch verstärkt, wenn ihn in diesem Moment nicht der Klang der Corridorklingel unterbrochen hätte.

Es war Perneck, der sich mit einer Pünktlichkeit einfand, welche Dröscher mit Befriedigung bemerkte. Er warf Gertrud einen scharfen Blick zu und ging dem Besuch entgegen....

Als Perneck der jungen Dame seine erste Verbeugung machen wollte, hätte nicht viel gefehlt, daß er zurückgeprallt wäre. Herrgott, träumte er — da stand das Phantasiegebilde, das ihn einst so lebhaft beschäftigte und das im Elend der letzten zwei Jahre bis zum Entschwinden verblaßt war, mit einem Male in Fleisch und Blut vor ihm. Das war noch dasselbe pikante Gesicht, der trotzige Blick und vor Allem das wunderbare Loreley-Haar, die goldrothe schwere Krone, die zu erobern ihm damals ein köstlicher Preis gewesen wäre.

Er wurde purpurroth und brachte kein Wort über die Lippen. Was ihm auch die zwei Jahre begegnet war, er hatte sich seiner Dürftigkeit noch niemals so sehr geschämt als jetzt.

Auch Gertrud zeigte einige Bewegung. Sie erkannte den aufdringlichen Verfolger, den Lieutenant von damals wohl nicht wieder. Aber die Huldigung, die in seiner Verwirrung lag, that ihr wohl. Mit ehrerbietiger Scheu, mit solch ungekünstelter Bewunderung war ihr ja noch kein Mann begegnet.

Zu Dröscher's hervorragendsten Eigenschaften gehörte der „Feldherrnblick," die Geistesgegenwart, mit welcher er jede Situation im Nu auf den für ihn möglicherweise daraus erwachsenden Vortheil überprüfte. Er wäre ein Stümper auf seinem Gebiet gewesen, wenn er nicht sofort errathen hätte, was die Verlegenheit zwischen seiner Schwester und dem Gaste zu bedeuten hatte. Und ehe sich Gertrud noch so weit gesammelt hatte, einige freundliche Willkommensworte an Perneck zu richten, hatte ihr Bruder bis auf's Tüpfelchen ausgerechnet, „was sich aus der Sache machen ließe."

Er ließ ein opulentes Frühstück serviren, bei welchem wieder ein guter Wein die Hauptrolle spielte. Perneck hatte

während desselben Gelegenheit, seine anfängliche Schüchternheit abzulegen und in das so lange entbehrte Fahrwasser des vollendeten Courmachers einzulenken. Was er seither allenfalls an Selbstbewußtsein und galanter Kühnheit eingebüßt, das ersetzte er durch eine tiefinnerliche Wärme, die ihn selbst erstaunen machte und ihm in den Augen der Dame jedenfalls zu größerem Vortheil gereichte als der Ton des oberflächlichen Süßholzrasplers, in welchem er einst Meister gewesen.

Perneck verflogen die Viertelstunden wie Minuten und es war ihm gar nicht angenehm, daß Gertrud zu Ende der Mahlzeit sich zurückzog und die Herren mit ihrer Weinflasche allein ließ. Jetzt erst fand er Muße, die elegante Wohnung und den üppigen Haushalt seines Wirthes zu mustern. Er befand sich in einer so behaglichen Stimmung wie nur je in seiner flotten Lieutenantszeit und sagte Dröscher ein paar aufrichtige Complimente über die reizende Art, wie er sich sein Heim eingerichtet habe.

„Es macht sich," antwortete dieser schmunzelnd. „Mit Fleiß und Umsicht und etwas Glück kommt man weit." Bruno seufzte. „Ja — mit Glück! Das fehlt mir leider ganz bedeutend."

„Wer sagt das? Ich wette mit Ihnen, daß Sie sogar die besten Anlagen dazu haben. Wer ein so erstaunliches Glück bei den Weibern hat" (Bruno wurde wieder sehr roth und trank langsam sein Glas aus), „der braucht nicht zu verzagen. Wahrhaftig, Sie setzen mich in Erstaunen, Sie loser Schäker! Meine Schwester ist sonst von einer Zurückhaltung . . . Doch lassen wir das! Ich darf neben meiner Freundschaft für Sie nicht vergessen, daß ich auch Bruder bin und als solcher mancherlei Rücksichten zu üben habe. — Aber dabei bleibe ich, daß Sie Glück haben. Donnerwetter, Ihr Vater hat Ihnen ja eine brillante Erbschaft hinterlassen!"

„Oh — wollen Sie meiner spotten? Sie wissen doch, daß —“

„Ach, ich meine nicht Geld — wenigstens nicht baares Geld.“

„Ja, was denn sonst?“

„Wichtige Documente, die Ihnen mit Gold aufgewogen werden können,“ sagte Dröscher langsam.

„Ich wüßte nicht — Sie haben allerdings schon gestern Andeutungen fallen lassen — aber Sie täuschen sich — ich habe heute, weil ich es einmal versprochen hatte, jedes Buch, jede Mappe des Verstorbenen durchsucht, doch nicht das Geringste gefunden, das irgend welche Wichtigkeit hätte. Ueber jenes merkwürdige Ereigniß am herzoglich Xschen Hofe konnte ich auch nicht ein einziges geschriebenes Wort entdecken.“

„Wirklich nicht?“ erwiderte Dröscher mit einem teuflischen Grinsen. „Wer weiß — vielleicht entdecken wir doch so viel, als wir brauchen — als Sie brauchen, damit Sie den Schatz heben können, den Ihr Vater für Sie sammelte — als er noch Adjutant und Kammerherr am Xschen Herzogshofe war.“

„Sie sprechen in Räthseln. Wollen Sie mir nicht erklären —?“

„Pardon! Vorerst erlauben Sie mir eine Frage. Wollen Sie auf leichte Manier und ohne jede Gefahr — denn die nehm' ich auf mich — ein Vermögen gewinnen?“

Bruno lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah den Sprecher mit großen Augen an. Ihm dämmerte die Ahnung auf, daß ihn dieser Mensch für ein höchst bedenkliches Spiel gewinnen wolle.

„Verstehen Sie wohl, ein Vermögen, das Ihnen gestattet, ohne Sorgen nach den Ansprüchen zu leben, zu welchen Sie durch Anlage, Bildung und Erziehung vollauf berechtigt sind, ein Vermögen, das Sie in Stand setzen würde, vielleicht — wenn es Ihnen einmal beifallen sollte — ein

geliebtes Weib heimzuführen und einen Hausstand zu gründen, der dem meinigen nichts nachgibt . . ."

In Perneck's Augen blitzte es auf. „Sprechen Sie!" stammelte er, aber aus den zitternden Worten leuchtete doch schon ein bestimmter Entschluß. „Sprechen Sie — wodurch wäre dieses Vermögen zu verdienen?"

„Durch ein Geheimniß, welches wir um hohen Preis verkaufen könnten," flüsterte Dröscher, sich dicht zu seinem Ohr hinüberneigend.

„Eine — Erpressung?" hauchte Perneck.

„Was nennen Sie so? Das ist ein häßlicher Ausdruck. — Wenn die Großen, wenn diejenigen, denen jeder Fehltritt tausendfach schwerer angerechnet werden sollte, als dem armen Schlucker, eine Schurkerei begehen und sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen wissen, warum soll es dann uns, die vom Zufall leben, nicht gestattet sein — nicht nur, ihnen diese Schurkerei vorzuhalten, sondern auch — Nutzen davon zu ziehen?"

Bruno schwieg eine Weile. In seinem Kopf brauste es; er konnte zu keinem geordneten Gedanken kommen, doch vor seinem Blick tauchte, wie einstmals, wieder ein holder Frauenkopf auf. Aber es war nicht etwa das Haupt seiner Schwester; nein, dieser imaginäre Kopf lächelte ihm berückend zu — aus einer Fülle leuchtenden Goldhaares — und sang ihm ein bezauberndes Lied. . . .

„Und sang ein Lied dabei,
Das hatt' eine wundersame, gewaltige Melodei . . ."

Er fuhr sich endlich über Stirne und Augen, als wolle er das Phantom verscheuchen.

„Sie sind ein Teufel, Dröscher!" sagte er gepreßt.

„Und ich frage Sie nochmals, Freund: Wollen Sie die Erbschaft Ihres Vaters antreten?"

„Worin bestände sie?"

„In dem Geheimniß, zu dessen Mitwisser Herr v. Perneck vor dreiunddreißig Jahren geworden ist oder — schlechtesten Falls doch geworden sein könnte."

„Seien Sie deutlicher! Sie meinen die Geschichte von dem erschossenen Prinzen Conrad Friedrich?"

„Hören Sie zu, was ich ausgekundschaftet habe! — Kaum sechs Monate, nach dem der Erbprinz die Regentschaft für seinen geisteskranken Vater angetreten, wurde er auf der Entenjagd erschossen — die näheren Umstände sind bekannt. Ein gewisser Johann Hufnagel war der Thäter. — Finden Sie es nicht auffällig, daß in den spärlichen officiellen Berichten, die in jener Zeit das herzogliche Amtsblatt brachte, dieser Name mit keiner Silbe erwähnt wurde?"

„Man wolle vielleicht die Familie des Unglücklichen schonen," warf Bruno ein.

„Ja, aber dieser Hufnagel hatte überhaupt gar keine Familie. Er war ein Findelkind derselben Gemeinde, in deren Bereich das Unglück geschah. Durch diesen Umstand hatte auch Niemand ein besonderes Interesse daran, sich um sein weiteres Schicksal zu kümmern. So ein Findling kann — verschwinden, ohne daß man irgend Jemandem genaue Auskunft zu geben braucht."

„Ah!"

„Hufnagel wurde allerdings nach der Residenz und in's Gefängniß gebracht — wohl aber nur, um ihn seiner Heimatsgemeinde aus den Augen zu rücken. Merkwürdig ist es ferner, daß Monate darüber vergingen, ohne daß das Geringste geschah, einen Prozeß gegen ihn einzuleiten; es wurden keinerlei Erhebungen bei seiner Heimatsbehörde gepflogen oder sonst etwas gethan, Acten zu sammeln. Und doch wäre das Verfahren ja so einfach gewesen: Hufnagel hatte den Prinzen ohne Schuld, nur durch einen unglücklichen Zufall getödtet, hieß es allenthalben — nun wohl, man hätte ihn vor Gericht gestellt, ihn freigesprochen — und Alles wäre in Ordnung gewesen. Statt dessen ließ man

einiges Gras wachsen über die Geschichte, bis der Name Hufnagel, so weit er überhaupt bis in die Residenz gedrungen, daselbst so ziemlich vergessen war — und eines Tages war der Mann verschwunden; es hieß, er hätte Mittel gefunden, aus dem Gefängniß zu entweichen. — Wie finden Sie das, lieber Freund?"

„Sonderbar. Aber doch immerhin möglich."

„Noch sonderbarer jedoch muß es erscheinen, daß das Amtsblatt mit keinem Wort die Flucht des Inhaftirten erwähnte, daß wieder nicht das Geringste geschah, ihn auszuforschen. Es wäre doch wenigstens Formsache gewesen, bei den Einwohnern seines Dorfes anzufragen, ob er nicht gesehen worden sei und dergleichen. Nein, als in der Stadt die ersten unbestimmten Gerüchte über diese Flucht auftauchten, waren schon Wochen über dieselbe vergangen. — Am allersonderbarsten aber ist es, daß Johann Hufnagel's Name, wie ich mich selbst überzeugte, in der Passagierliste eines Dampfers figurirte, welcher damals zwischen Ostende und Dover verkehrte. Woher hatte der arme Teufel, der aus dem Gefängniß entsprungen war, die Mittel zu dieser Reise? Wie konnte er bis — London kommen?"

„Sie haben seine Spur bis dahin verfolgt?"

„Auf's Genaueste. Ich habe auch constatiren können, daß Hufnagel in die englische Armee trat. Mehr aber war nicht zu erfahren. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er auf einer der Colonien, wohin sein Regiment geschickt wurde, gestorben ist — vom ungewohnten Klima dahingerafft oder in irgend einem Scharmützel gefallen. Jedenfalls ist er verschollen. Kein Mensch hat jemals wieder von ihm gehört. So wollte man es wohl auch an unserem Herzogshöfchen."

Perneck stemmte die Fäuste auf den Tisch und beugte sich voll Spannung zu Dröscher hinüber.

„Sie wollen sagen, man ließ ihn absichtlich entschlüpfen?" fragte er leise. „Mein Gott! Dann wäre der Tod Conrad

Friedrich's auch kein zufälliger gewesen . . . .?" Dröscher nickte und lächelte. „Was denn?"

„Vielleicht ein gedungener Meuchelmord," antwortete der Andere vollkommen gelassen.

„Entsetzlich! Unmöglich!"

„O doch! Es gibt Beispiele in der Geschichte. Und dabei darf man wohl annehmen, daß eine große Anzahl solch kleiner — Scherze für alle Zeit Geheimniß geblieben ist."

„Aber — wer sollte dahinter gesteckt haben?"

„In einem solchen Falle frägt sich der Untersuchungsrichter zuerst: Wer hatte Nutzen davon?"

„Und was haben Sie darauf für eine Antwort?"

„Der jüngere Bruder des Ermordeten, der mit ihm in Feindschaft lebte und gewärtigen mußte, daß derselbe — er stand kurz vor seiner Vermählung — einen Leibeserben hinterlasse, wenn Conrad Friedrich auch schon nicht selbst den Thron besteigen sollte, der einem alten Verhängniß zu Folge seit so und so lange niemals dem directen Nachfolger zugefallen war — — dieser jüngere Bruder übernahm an Stelle des Verstorbenen die Regentschaft — und heißt heute Herzog Josef Wladimir."

„Das also ist Ihre Speculation?" sagte Bruno nach einer Pause. „Und — was soll ich dabei thun?"

„Mein stiller Compagnon werden. — Ihr Vater war Adjutant des Erbprinzen. Könnte er nicht Manches von der Geschichte gewußt oder geahnt haben?"

„Möglich, aber —"

„Bitte, kommen Sie mir mit keinem Aber. Wir nehmen an, Herr v. Pernek sei eingeweiht gewesen, habe Aufzeichnungen darüber hinterlassen und —"

„Oho! Ich sagte Ihnen doch— "

„Ach, Sie unschuldiger Junge, begreifen Sie denn nicht? Wir finden einfach ein Tagebuch Ihres Vaters. Ob die Handschrift original ist oder eine Imitation — das thut ja nichts zur Sache. Der Hauptpunkt ist das darin

halb und halb enthüllte Geheimniß — und, verlassen Sie sich darauf!, der Herzog oder sonst Einer von der Familie, die compromittirt werden könnte, wird bezahlen."

„Wie aber, wenn Ihre Combinationen doch falsch sind?"

„Ich nehme Gift darauf."

„Nun, Sie können sich doch in irgend einem Detail irren, welches der betheiligten Person den Beweis liefern würde, daß Sie doch nicht im Besitz directer Indizien sind, sondern nur —"



„Lieber Freund," unterbrach ihn Dröscher, „für's Erste werden wir das Tagebuch des Oberst v. Perneck derart abfassen, daß darin von keinen bestimmten Behauptungen in den Einzelheiten die Rede sein soll. Was ich erkundet habe, das ist Material genug, um dem Herzog die Hölle heiß zu machen. Ueberdies — und zweitens — muß es, wie gesagt, ja nicht unbedingt Serenissimus sein, der das Tagebuch kauft. — Vor Allem müssen wir jetzt daran gehen, dem Hofe ein wenig — gleichsam zur Vorbereitung und um Stimmung zu machen — ein wenig einzuheizen. Landgraf Pöckheim, der freilich nicht ahnt, daß wir auf eigene Faust und

mit viel höheren Factoren speculiren, hat meine Zusage, die herzogliche Familie, mit der er sich entzweite, in einer Reihe von Zeitungsartikeln etwas — mitzunehmen, wie der technische Ausdruck lautet. Das können Sie vortrefflich besorgen, ich liefere Ihnen den Stoff dazu. Es gibt eine Menge Episoden in der Familiengeschichte des Herzogshauses, die man nicht gerne aus dem Dunkel halber Vergessenheit gezogen sehen möchte. Wir planiren sozusagen damit unseren Boden und — hahaha! Graf Pöckheim ist überzeugt, daß ich seine Instructionen auf das Gewissenhafteste erfülle."

„Aber Mensch, wenn Ihr teuflisches Project dennoch fehlschlägt? Wenn diese Speculation trotz alledem und alledem auf einem Irrthum aufgebaut sein sollte?"

„Dann hat man immer Grund, uns laufen zu lassen, Sie Unglücksrabe! Wenn alle Stricke reißen, so fädle ich den Landgrafen ein — Pöckheim ist es dann gewesen, der das Alles ausheckte, und wir waren nur seine Werkzeuge, seine Agenten."

Bruno hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern, denn in diesem Augenblick trat Gertrud ein, eine Tablette in den schönen Händen, und servirte den Herren mit bezaubernder Grazie Liqueur.

Perneck war jetzt zu sehr mit seinen Aufmerksamkeiten gegen das reizende Mädchen beschäftigt, als daß er zu näherer Ueberlegung jenes Planes gekommen wäre. Dröscher aber beobachtete die Beiden mit vergnügtem Lächeln und war überzeugt, daß ihm die Beschwörung des Ersten seiner „großen Todten" — des Obersts von Perneck — gelungen sei. —

Am selben Nachmittag empfing Renate den Rest der Summe, die sie dem Bruder geliehen hatte. Aber Bruno überbrachte das Geld nicht selbst, er schickte es durch die Post, und dachte vorläufig nicht mehr daran, mit der Schwester in persönliche Berührung zu treten.

Renate wurde immer ängstlicher, als sie Tag für Tag vergebens auf sein Erscheinen wartete. Als sie sich endlich aufmachte und Bruno's Quartier aufsuchte, erfuhr sie, daß er ausgezogen sei — unbekannt wohin. Da beschlich sie eine bange Ahnung, daß sie den Bruder verloren habe — auf schmerzlichere Weise als durch den Tod. Sie reimte sich Manches zusammen, was ihr in letzter Zeit bedenklich erschienen, und war denn nicht seine Entfernung von ihr ein Beweis, daß er nicht mehr den Muth hatte, der Schwester unter die Augen zu treten?

(Fortsetzung folgt.)





Melissa.

Novelle von Wilhelm Berger.

I.

Als der Director Springmann Mittags zu Tisch nach Hause kam, fand er einen Brief in einem schwarzgeränderten Umschlag vor, der den Poststempel Cincinnati trug. Seine Stirne bewölkte sich, während er die beiden kleinen Seiten las.

„Das fehlte auch noch!“ rief er unmuthig aus. „Mir so ohne Weiteres ins Haus zu fallen! das Frauenzimmer scheint sich einzubilden, ich hielte ein Hotel für unbekannte Verwandte!“

Er ging hinüber in das Eßzimmer.

„Denke dir, Emmy“ — begann er, die Thüre öffnend. Fräulein Emmy war indessen nicht anwesend.

Der Director schüttelte den Kopf. „Wie gewöhnlich!“ brummte er. „Sie wird wieder über einem Roman sitzen und die Tischzeit vergessen haben. Und bei dieser Hauswirthschaft soll ich einen Gast aufnehmen!“

Er blickte in das nebenan liegende Gemach. Richtig: seine Tochter Emmy, ein schlankes zwanzigjähriges Mädchen von blasser Gesichtsfarbe, ruhte in einem Sessel, lesend, und hatte vergessen, daß sie in einer Welt lebte, worin Essen und Trinken eine Rolle spielen.

Erstaunt blickte sie auf aus gerötheten Augen. „Bist du schon da, Papa?“

„Wirst du dich jemals an Regelmäßigkeit gewöhnen?“ schalt der Vater. „Du weißt doch, daß ich nach der Uhr leben muß.“

„Auf ein paar Minuten kommt es doch nicht an,“ meinte Emmy.

„Dir nicht, das weiß ich wohl; du hast keinen Begriff vom Werthe der Zeit. — Geh' jetzt und laß anrichten. — Wo ist Adolf?“

„Ich habe heute Morgen noch nichts von ihm gesehen.“

„Hier im Hause geht Jeder seinen eigenen Weg,“ sagte Springmann verdrießlich. „Wir sind schon gar keine Familie mehr. Wie soll sich nun ein Viertes in dieses zerfahrene Wesen hineinfinden?“

Emmy blickte ihren Vater verwundert an; aber sie hielt es nicht für der Mühe werth, nachzuforschen, was er mit seiner letzten Bemerkung gemeint habe. Mit lässigem Gange entfernte sie sich, um die letzten Anordnungen für das Mittagessen zu treffen.

Als die Suppe schon aufgetragen war, kam Adolf, ein lang aufgeschossener, keineswegs hübscher Oberprimaner, dessen stutzerhafter Aufputz ihm schlecht zu Gesicht stand. Lakonisch sagte er: „Mahlzeit,“ nahm seinen Platz ein und machte sich über das Brötchen her, das auf seiner Serviette lag.

Springmann betrachtete ihn, während Emmy langsam die Suppe in die Teller füllte. — „Ich glaube, du gibst dein ganzes Taschengeld für Halsbinden und Glacéhandschuhe aus,“ bemerkte er spöttisch.

Adolf lachte. — „Wenn du es verdoppelst, brauch ich nur die Hälfte, Papa," erwiderte er.

„Die Rechnung stimmt. Wir wollen es jedoch beim Alten lassen. Du wirst liberal genug dotirt; als ich in deinem Alter war, erhielt ich nur ein Drittel soviel wie du, und machte Ersparnisse davon."

„Alle Achtung, Papa! — Bedenke aber nur, wie sehr der Werth des Geldes seitdem gesunken ist!"

„Und die Genußsucht der Jugend gestiegen, — nicht zu vergessen. — Die Suppe ist scheußlich, Emmy — gar nicht zu genießen!"

Emmy kostete das getadelte Gericht mit großer Gemüthsruhe. „Das finde ich auch," erklärte sie. „Ich begreife wirklich nicht, wo Bertha einmal wieder ihre Gedanken gehabt hat!"

„Wahrscheinlich hat sie mit einem Roman am Herde gesessen. Wie die Herrin, so die Dienerin."

Emmy zog vor, diesen Ausfall zu ignoriren.

Erst beim Nachtisch überwand Springmann seine üble Laune so weit, daß er den empfangenen Brief zur Sprache brachte.

„Wir bekommen Logierbesuch," theilte er mit.

„Warum nicht gar!" versetzte Emmy ungläubig. „Wir Logierbesuch? — Von wem denn in aller Welt?"

„Von deiner Cousine Melissa Springmann. Hier ist der Brief, worin sie sich ankündigt."

„Die — was will sie denn hier?"

„Deutschland sehen und uns kennen lernen. So sagt sie wenigstens."

„Hat sie Vermögen?"

Springmann zuckte die Achseln. „Ich habe keine Ahnung. Weder vor drei Monaten, als sie mir den Tod ihres Vaters, meines einzigen Bruders, anzeigte, noch in diesem Briefe hat sie ein Wort über ihre Verhältnisse gesagt."

„Wie war's doch mit diesem Onkel in Cincinnati?" fragte Adolf. „Hatte er nicht als junger Mensch dumme Streiche gemacht und mußte verschwinden?"

„Das gerade nicht. Er war nur ein unruhiger Geist mit einem entschiedenen Hange zu einem abenteuerlichen Leben. Nach absolvirter Schulzeit ging er zur See, gegen den Willen unserer Eltern. Erst viele Jahre später, als ich ihn längst verdorben und gestorben glaubte, hörte ich wieder von ihm, und zwar aus Cincinnati. Aus dem ehemaligen Karl war inzwischen ein Charles geworden, und seine Muttersprache handhabte er mit der souveränen Willkür eines freien Amerikaners. Was er in all der Zeit getrieben, — womit er sich in Cincinnati ernährte, das hat er nie der Mühe werth gehalten, mir mitzutheilen. Seine seltenen Briefe enthielten wenig mehr als kurze Anzeigen von Familienereignisseu. Er verheiratete sich, bekam und verlor Kinder, und bei dem Tode seiner Frau verblieb ihm nur eine einzige Tochter, eben diese Melissa, die uns die Ehre erweisen will, ihr Zelt eine Weile bei uns aufzuschlagen. Sie ist, wenn ich mich recht erinnere, einige Jahre vor dir geboren, Emmy."

„Laß doch hören, was sie schreibt," bat Adolf.

Springmann gab den Brief an Emmy. „Lies ihn vor!"

Emmy las: „Lieber Onkel Ernst, du wirst wahrscheinlich beim Anblick dieses Briefes verwundert fragen, was deine unbekannte Nichte noch mit dir zu verhandeln haben könne, nachdem unsere nothgedrungene Correspondenz durch dein freundliches Beileidschreiben einen schicklichen Abschluß erfahren hatte. Es ist, um dies gleich zu sagen, eine Bitte, die ich dir vorzutragen wünsche. In mir ist nämlich, so lange ich denken kann, ein lebhaftes Verlangen gewesen, Deutschland zu sehen, meines Vaters Vaterland, und meine einzigen Verwandten väterlicher Seits kennen zu lernen: dich und deine beiden Kinder. Nun ist ja, wie du weißt, die Nation, der ich mich zugehörig betrachten muß, eine leicht bewegliche,

und eine Reise von einigen tausend Meilen gilt hierzulande als ein ganz gewöhnliches Unternehmen, wozu man kaum besondere Vorbereitungen trifft. So habe auch ich jetzt, da ich volle Freiheit genieße, meiner Sehnsucht ohne Bedenken die Zügel schießen lassen. Eine passende Reisegesellschaft hat sich mir noch obendrein zufällig dargeboten, und in wenigen Tagen werde ich die Flügel regen, um dem Erdtheil zuzufliegen, worin alle Geschichte gemacht worden ist, ehe wir Amerikaner einen Staat bildeten. In acht bis vierzehn Tagen nach Ankunft dieses Briefes werde ich mich bei dir einstellen, zuversichtlich erwartend, daß du mir erlauben wirst, einige Zeit in deinem Hause zuzubringen. Ich freue mich darauf, mit meiner Cousine Emmy Freundschaft zu schließen und in meinem Vetter Adolf einen angehenden deutschen Studenten kennen zu lernen. Daß ich sehr anspruchslos bin, glaube ich erwähnen zu sollen, damit du meinem Besuch nicht etwa mit der Furcht entgegensiehst, durch mich irgendwie in deiner gewohnten Lebensweise gestört zu werden. In Liebe deine Nichte Melissa Springmann."

„Hätte sie doch ihre Photographie beigelegt!" rief Adolf aus.

„Diese amerikanische Cousine schreibt ein auffallend gutes Deutsch," bemerkte Emmy. „Darüber können wir wenigstens beruhigt sein, daß sie ein gebildetes Mädchen ist; ich hatte eine geheime Furcht, es würde uns ein Gast aufgehalst, dessen wir uns zu schämen hätten. Ganz ohne Sorge bin ich indessen auch jetzt noch nicht. Aufnehmen müssen wir sie natürlich, anstandshalber. Aber wie wollen wir sie hernach wieder loswerden, wenn es ihr bei unseren Fleischtöpfen wohl geworden ist?" —

„Ich glaube, du regst dich ohne Grund auf," fiel Adolf ein. „Wer eine so selbstbewußte Sprache führt wie diese Miß, geht nicht auf den Bettel aus."

„Hoffentlich hat deine junge Weisheit Recht," bemerkte der Vater. Dann wandte er sich zu Emmy: „Laß das

Fremdenzimmer in Stand setzen, und zwar gleich, wenn ich bitten darf. Ueberließe ich dir, die Zeit dafür zu wählen, dann geschähe sicherlich nichts, bis die Droschke mit der Fremden vorgefahren kommt. Ich kenne dich; deshalb werde ich mich übermorgen persönlich überzeugen, ob alles in Ordnung ist."

Er sah nach der Uhr. „Ich muß zurück zur Fabrik," sagte er. „Bist Du heute zu Hause, Adolf?"

„Bedauere, Papa; ich habe Primanerverein; es ist lateinischer Abend."

„Du thust Unglaubliches für deine Bildung," spottete Springmann. „Und doch bin ich bange, daß demnächst beim Examen die Früchte Deiner angestrengten Thätigkeit sehr schwindsüchtig aussehen werden."

Adolf warf sich in die Brust. — „Dein Mißtrauen ist kränkend, Papa."

„Wir werden ja sehen." — Er erhob sich. — „Mahlzeit!"

Als er das Zimmer verlassen hatte, holte Adolf eine Cigarrette hervor und setzte sie in Brand, und Emmy naschte Confect aus einer Dose, die sie aus der Tasche nahm.

„Ich wollte, diese Cousine wäre bei Buffalo Bill geblieben!" seufzte sie verstimmt.

Adolf schwieg eine Weile; dann begann er; „Was ich dir doch sagen wollte, Emmy ... Ich würde an deiner Stelle etwas vorsichtiger sein."

„Ich weiß nicht, was du meinst," fuhr Emmy auf.

„Du bist gestern bei hellem Tage mit Döbler in den Anlagen gesehen worden. Daß dies unvorsichtig war, wirst du mir zugeben!"

Emmy wurde roth. „Es war ein Zufall. Wir sind keine drei Minuten miteinander gegangen."

„Eine halbe wäre schon zu viel gewesen, theures Schwesterchen. Ich rathe dir, Döbler zu instruiren, daß er künftig vor den Leuten grüßend an dir vorübergeht."

„Ich spreche ihn so selten," wandte Emmy ein.

„Nächste Woche an Papas Clubabend will ich Euch wieder zusammenbringen," versprach Adolf. „Das heißt, wenn er nicht gerade zu spielen hat."

Entzückt sprang Emmy auf, rannte um den Tisch und fiel ihrem Bruder um den Hals.

„Willst du? — Das ist furchtbar lieb von dir!"

Adolf wehrte sie ab. — „Nur nicht so demonstrativ, wenn ich bitten darf! — Du derangirst mir das Haar ... Nehmen wir die Sache praktisch; eine Hand wäscht die andere. Ich muß Geld haben, Emmy; ich sitze arg in der Tinte."

„Schon wieder?" rief Emmy erschrocken. „Ich habe dir Anfang des Monats von meinem Wirthschaftsgelde gegeben, was ich entbehren zu können glaubte. Wie ich noch acht Tage auskommen werde, ist mir ein vollständiges Räthsel. Du mußt dich gedulden, Adolf."

„Ist mir absolut unmöglich," entgegnete Adolf gelassen. „Du mußt Rath schaffen; die Manichäer brüllen."

„Wie kann ich? — Du kennst doch Papa; ich würde ein heilloses Gewitter auf mich herabziehen, wenn ich ihn um Zuschuß bäte."

„Laß es über dich ergehen. Wenn er nur herausrückt!"

„Das wird er am Ende wohl. Aber er würde mein Ausgabenbuch revidiren, und dann käme ich erst recht in die Patsche, da ich das langweilige Anschreiben manchmal wochenlang ganz unterlassen habe."

„Wie dumm du bist! — Durch geschickte Buchführung könntest du leicht deine Einnahme steigern, was auch in meinem Interesse sehr wünschenswerth wäre."

„Aber, Adolf!" rief Emmy entrüstet.

„Wäre denn das so schlimm?" versetzte Adolf gleichmüthig. „Es bliebe ja doch in der Familie. Und, genau genommen, nähmen wir nur von dem Unserigen. Was

Papa besitzt, hat ihm unsere verstorbene Mutter zugebracht. Ich weiß recht gut, was die Leute sagen: es ist seinerseits eine Geldheirat gewesen. Und daß er sich gegen uns so knauserig verhält und uns nicht an seinem Nutzen profitiren läßt, das finde ich eigentlich empörend. Aber nein: er legt das eine zum andern und läßt uns darben, die wir doch die natürlichen Erben unserer Mutter sind!"

Emmy vermochte doch nicht, sich diese Auffassung des leichtsinnigen Primaners so ohne weiteres anzueignen. — „Ich kann nicht weiter gehen als bisher," erklärte sie. „Nach meinem Gefühl wäre ein Betrug, was du vorschlägst."

„Gut. Dann bleibe meinetwegen tugendhaft. Aber aus dem Abende mit Döbler kann nichts werden, wenn du kein Geld schaffst; ich will mich nicht von einem Schauspieler tractiren lassen."

Verzweifelnd lief Emmy im Zimmer hin und her. — „Wie du mich quälst! Es ist abscheulich von dir!" rief sie. Dann kam ihr eine rettende Idee. „Ich habe einige kleinere Schmucksachen von der Mutter liegen. Sie sind mein Eigenthum; du kannst sie haben."

„Laß sie mich einmal sehen."

Was Emmy eifrig herbeiholte, war nicht von großem Werth; Adolf indessen war großmüthig genug, zu erklären, daß es für den Augenblick genüge. Er schob die Andenken in seine Tasche, ohne danke zu sagen.

„Ich möchte wohl wissen, was für eine Art von Mensch unser Vater in meinen Jahren gewesen ist," begann er nach einer kurzen Pause. „Ein Kopfhänger war er schwerlich. Meist ist es doch so, daß die alten Philister und Knauser früher die ärgsten Durchgänger gewesen sind. Das wird auch wohl Vaters Fall sein. Bei einigen von meinen Freunden ist's ebenso; sie können nicht eine Minute müßig sitzen, ohne sofort hören zu müssen, daß sie es nie in der Welt zu etwas bringen würden. Und auch bei ihnen heißt jedes kleine Vergnügen, das sie sich gönnen möchten, gleich

eine Ausschweifung, die entnerve und die Arbeitslust beeinträchtige. Es ist lächerlich. Die Herren Väter haben eben wieder vergessen, was man um die Zwanzig herum alles leisten kann. Wer diese Jahre ungenutzt verstreichen läßt, ist ein Narr; nachher ist das Leben lange so schön nicht mehr. So klug sind wir auch schon. Ich werde mich nicht eher in den Stall treiben lassen, bis ich meine Jugend gründlich genossen habe."

„Wohin gehst du heut' Abend?" fragte Emmy.

Adolf lachte. — „Ich übe mich im Tanzen."

„Wo?"

„Ich will dir das Local lieber nicht nennen. Weißt du: die Mädchen dort tragen keine Diamanten, — wahrscheinlich ist das bischen Schmuck, womit sie sich zieren, sogar nicht einmal echt. Aber sie sind jung, lebenslustig und nicht allzu prüde."

„Wenn ich doch ein Mann wäre!" seufzte Emmy.

„Das ist immer das Ende vom Liede," erwiderte Adolf, indem er die Cigarrette wegwarf und aufstand. „Warum denn? Du weißt wohl nicht, daß die Frauen, namentlich diejenigen der höheren Stände, durchschnittlich nicht unbedeutend älter werden als die Männer! — Du wirst dich noch über Liebesgeschichten aufregen, wenn ich längst meine letzte Cigarre geraucht habe. — Adieu, Schwester! den Kaffee trink' ich in der Conditorei von Dombrowsky; hier im Hause wird daran gespart, was ich dir koste."

Damit empfahl sich Springmann junior.

II.

Am andern Ende der Stadt, an einer Straße, die in die Felder verlief, lag ein zierliches, villenartiges Häuschen, inmitten eines kleinen Gartens. Dort wohnte seit etwa einem Jahre Frau Lisa Dosky, eine dreißigjährige, kinder-

lose Witwe, mit einer Person, die ihr halb Magd, halb Gesellschafterin war.

Einige Tage, nachdem sich bei dem Director Springmann seine transatlantische Nichte angemeldet hatte, saß in ihrem, im neuesten Geschmack ausgestatteten Wohnzimmer Frau Lisa Dosky beim Nachmittagskaffee. Sie war nicht allein, die niedliche, runde, lebhafte, dunkeläugige Witwe; in dem terracottafarbenen Sessel, dem ihrigen gegenüber, lehnte bequem eine ältere Dame, auf dem Schoß eine Handarbeit, mit welcher sie sich augenscheinlich seit langer Zeit nicht beschäftigt hatte.

Die beiden Damen unterhielten sich eifrig.

„Du hättest mich fragen sollen, ehe du es soweit kommen ließest, meine liebe Lisa," sagte Fräulein Wichelhoff. „Ich habe hier mein Leben verbracht, und bei meinem guten Gedächtniß kann ich über die meisten Leute, die irgend etwas bedeuten, zuverlässige Auskunft geben."

„Du irrst, Tante Paula," erwiderte die Witwe, indem sie auf ihre wohlgepflegten Hände niedersah. „Es ist noch zu nichts gekommen, und es ist auch nicht gewiß, daß es überhaupt zu etwas kommt. Ich habe dir nur gesagt, daß der Director sehr aufmerksam gegen mich ist. Du weißt ja, daß ich an ihn empfohlen war, als an einen ältern Mann in angesehener geschäftlicher Stellung, der mir bei der Verwaltung meines kleinen Vermögens durch seinen Rath von Nutzen sein könnte. Er hat sich meiner in der That in dankenswerther Weise angenommen. Weiter liegt nichts vor — bis jetzt nicht."

Paula Wichelhoff hatte mit großer Gemüthsruhe einen Schluck Kaffee zu sich genommen. — „Nun ja," sagte sie, „ich will nichts gesagt haben, wenn es dir unangenehm ist. Er ist für sein Alter immer noch ein stattlicher Mann, und seine beiden Kinder müssen jetzt beinahe erwachsen sein."

„Das sind sie," bestätigte Lisa. „Eine sorgfältige Erziehung scheinen sie indessen nicht genossen zu haben. Das

Mädchen hat lauter Flausen im Kopf, und der junge Mann ist ein Geck. Ich war einmal zum Thee dort."

„So? — Ja, mit der Erziehung mag es wohl gehapert haben. Springmann's Frau, Sophie Lenz — ich habe sie recht gut gekannt — starb schon nach sechsjähriger Ehe. Und ich erinnere mich, gehört zu haben, daß hernach die engagirten Erzieherinnen alle paar Monate gewechselt haben."

„War Sophie Lenz ein hübsches Mädchen?" erkundigte sich Lisa.

„Nein, durchaus nicht."

„Von einnehmendem Wesen vielleicht?"

„Auch das nicht. Im Gegentheil: Niemand mochte sie leiden. Aber sie war eine Waise und hatte disponibles Vermögen."

„Willst du damit sagen, daß Springmann sie ihres Geldes wegen geheiratet habe?"

„Ich weiß nur, was man sich damals in der Stadt allgemein erzählte. Springmann hatte eine untergeordnete Stellung in einer kleinen chemischen Fabrik; er war nicht mehr als eine Art von Werkmeister. Da bildete sich ein Consortium von Capitalisten zur Gründung einer Anilinfarbenfabrik, und es wurde Springmann, dem man sehr gediegene Kenntnisse nachrühmte, zu verstehen gegeben, daß er technischer Director werden könne, falls er Willens und im Stande sei, sich mit einer gewissen Summe zu betheiligen. Springmann aber war ein armer Schlucker und konnte nicht über so viele Hunderte verfügen als Tausende von ihm verlangt wurden. Er wies jedoch das Anerbieten nicht ohne Weiteres zurück, sondern erbat sich einige Wochen Bedenkzeit. Und noch vor Ablauf dieser Frist war er Bräutigam von Sophie Lenz und Director der projectirten Fabrik."

Frau Lisa Dosky zuckte die Achseln. „Vom Standpunkte der Vernunft aus läßt sich gegen diese Heirat kaum

etwas einwenden," meinte sie. „Der Mann suchte ein Vermögen, das Mädchen einen Mann, und Beide erhielten, was ihnen vornehmlich am Herzen lag. Es können nicht Alle aus Liebe heiraten, wie schwärmerische Seelen verlangen. Als ob dabei das Glück sicher wäre!"

Die Witwe that einen leisen Seufzer und fuhr dann eilig fort: „Um auf Springmann zurückzukommen — wie hat er sich mit seiner Frau vertragen?"

„Gar nicht. Das Gerücht ging, sie sei allein von der Hochzeitsreise zurückgekommen, und er mit dem nächsten Zuge hinterher. Ob dies wahr ist, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß sie miteinander gelebt haben, wie Hund und Katze. Es war so arg, daß sich alle Bekannte von ihnen zurückzogen, weil es selbst in Gegenwart Dritter zwischen ihnen zu den unangenehmsten Auftritten kam."

„Und wem wurde die Hauptschuld an diesen Streitigkeiten zugeschrieben?"

„Ihr," war Fräulein Wichelhoff's Antwort. „Und zwar mit vollem Rechte, wie ich nicht bezweifle. Denn Sophie Lenz war ewig unzufrieden und nörgelte über Alles. Niemand kannte sie anders. So war sie von Jugend an; es lag in ihr. Ich glaube, sie ist keinen Tag ihres Lebens froh geworden, nicht einmal an ihrem Hochzeitstage. Unmittelbar vor der Fahrt zur Trauung soll sie einen Brillantschmuck, ein Geschenk ihres Bräutigams, zerbrochen haben, weil ihr die Fassung nicht gefiel. Kurz, sie war, was man eine böse Sieben nennt."

„Und Springmann vermochte nicht, sie zu zähmen?"

„Er hat es wohl nicht auf die richtige Weise angefangen. Und in gewisser Weise waren ihm ja auch die Hände gebunden: er verdankte ihr zu viel. Daher ließ er im Anfange ihre Launen geduldig über sich ergehen, und versuchte, sie durch Güte zu demüthigen und zu beschämen. Und auch hernach, in der Periode des Zankes, soll er immer derjenige gewesen sein, der nach einer Weile klein beigab

und durch Geschenke und sonstige Aufmerksamkeiten die Einstellung der Feindseligkeiten — allerdings nur auf kurze Zeit — bewirkte."

„Wie schwach!" rief Frau Dosky etwas verächtlich aus.

Fräulein Wichelhoff indessen urtheilte nicht so hart. — „Man muß billig sein, Kind," entgegnete sie. „Ein thätiger Mann, der sich tagsüber in vielfachen Geschäften umtreibt, will im Hause Frieden haben. Wenn er mit erschöpfter Energie heimkommt, dann ist er nicht in der Verfassung, einer streitbaren Frau, die ihre Kräfte geschont hat, Widerstand zu leisten, oder er müßte schon ein brutaler Mensch sein. Das aber ist Springmann nicht; er würde, glaub' ich, niemals zu äußersten Mitteln greifen. Und es mag auch eine gewisse Bequemlichkeitsliebe in seiner Natur sein. Er scheut Unannehmlichkeiten, und anstatt sie aus dem Wege zu räumen, schleicht er sich rund herum, und freut sich, wenn er sie nur nicht mehr sieht und wieder ein Stückchen glatten Weg vor sich hat."

Frau Lisa dachte einen Augenblick nach. — „Das ist auch Schwäche," sagte sie dann. „Aber sie ist liebenswürdig."

„Gewiß, namentlich für Fernerstehende," bemerkte Fräulein Wichelhoff trocken. „Solche Männer sind angenehme Bekannte, taugen aber z. B. ganz und gar nicht zu Erziehern ihrer Kinder. Nach deiner eigenen Aussage hat sich dies bei Springmann bestätigt."

„Du lieber Gott, wer ist vollkommen auf dieser unvollkommenen Erde!" rief Frau Dosky mit emporgerichteten Augen. Und dann fügte sie hinzu, indem sie ihre allerliebsten Zähne zeigte: „Immerhin würde sich mit dem Director Springmann schon auskommen lassen, wie mir scheint. Nun noch eins, Tante Paula. Du hast dich so vorzüglich unterrichtet gezeigt, daß du mir wahrscheinlich auch sagen kannst, wie Springmann's verstorbene Frau über ihr Vermögen verfügt hat. Erhalten die Kinder bei ihrer Mündigwerdung ihren Antheil?"

„Das soll nicht der Fall sein. Nach dem Ehecontract behält Springmann lebenslängliche Nutznießung des Ganzen und freies Verfügungsrecht über den Theil, der ihm gesetzlich zukommen würde, — also jetzt über ein Drittel. Was übrigens diesen Punkt betrifft, meine liebe Lisa, so braucht er bei deiner Entscheidung nicht sehr in Frage zu kommen. Springmann steht in dem Rufe, allezeit ein sparsamer, wenn nicht knickeriger Haushalter gewesen zu sein. Er stammt aus kleinen Verhältnissen und hat das Drückende der Armuth genügend kennen gelernt, um sie als ein großes Unglück nach Gebühr zu fürchten. Während seiner langen Witwerzeit muß er, bei seinem guten Directorengehalt und den schönen Tantiemen, die er eingehamstert hat, ein vermögender Mann geworden sein. Allgemein gilt er dafür, ganz abgesehen von dem, was Sophie Lenz ihm zugebracht hat."

„Du bist ein wahres Kleinod, Tante Paula!" rief die heiratslustige Witwe munter aus. „Ein lebendiges Auskunftsbureau bist du, wie es in keiner größeren Stadt fehlen sollte, zu Nutz und Frommen der unwissenden Eingewanderten, denen Schlingen gelegt und Fallen gestellt werden!"

„Bei dir, Kind, liegt es wohl umgekehrt," versetzte die Tante gelassen. „Erlaube mir nun, auch meinerseits einmal eine Frage zu stellen. Du weißt doch jedenfalls, daß eine geschiedene Frau nicht nach Jedermanns Geschmack ist. Dem großen Publicum darfst du dich als Witwe aufspielen; damit verschaffst du dir Schutz gegen alberne Neugierde. Einem Manne aber, der um dich wirbt, bist du Aufrichtigkeit schuldig. Du darfst mit der Wahrheit nicht zurückhalten, bis er das entscheidende Wort spricht; du mußt das Wesentliche in deinem Vorleben schon vorher ihm aufdecken. Auch die gewöhnliche Klugheit verlangt dies. — Hast du dem Director Springmann bereits reinen Wein über dich eingeschenkt?"

„Nein, noch nicht," gestand Lisa kleinlaut.

„Dann rathe ich dir, es bei der ersten Gelegenheit zu thun. Wirst du Springmanns Braut, ohne gesprochen zu haben, dann ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß du auch ferner schweigest, weil du — und zwar mit gutem Grund — Vorwürfe über deinen Mangel an Vertrauen fürchtest. Und es kann sich schließlich ereignen, daß erst beim Aufgebot, wenn du mit deinen Papieren herausrücken mußt, dein wirklicher Stand — derjenige einer geschiedenen Ehefrau — ans Tageslicht kommt. Möchtest du das?"

Diese Erörterung war Frau Lisa Dosky sichtlich unangenehm.

„Mein Gott! mich trifft ja bei dem ganzen schlimmen Handel kein Vorwurf!" rief sie unmuthig aus. „Es ist gerade, als ob ich mich rechtfertigen müßte, wo ich doch der betrogene Theil gewesen bin!"

Fräulein Wichelhoff ließ sich nicht irre machen. — „Das eben mußt du demjenigen beweisen, der dich wiederum zum Weibe begehren will," sagte sie kühl. „Auch ist die Sache gar nicht einmal so schwierig; du brauchst nur, nachdem du Springmann von der Thatsache unterrichtet hast, ihm Einblick in das Urtheil zu gestatten und er wird schwerlich dein Zartgefühl mit weiteren Fragen verletzen."

„Welches Urtheil?" fragte Lisa mit großen Augen.

„Bist du aber schwer von Begriff, Kind! — Natürlich das Urtheil, worin deine Scheidung von Dosky unter Angabe der Gründe ausgesprochen ist. Ein anderes kann ich doch nicht meinen!"

Lisa zögerte mit der Antwort. Endlich kam es heraus: „Ein solches Ding hab' ich nicht."

Fräulein Paula Wichelhoff schlug die Hände zusammen, entrüstet über die leichtsinnige Lebensführung dieses erwachsenen Menschenkindes, ihrer dreißigjährigen Nichte, die ein solch kostbares Document wahrscheinlich benutzt hatte, um Abends ihre Stirnhaare darin einzudrehen!

„Was hast du denn damit gemacht, du Unglückskind?" forschte sie stirnrunzelnd.

„Ich weiß es nicht."

„Aber, beste Lisa! — du hast es wohl gar nie gelesen?"

„Nein. Wozu auch? — Ich hatte gerade genug von der widerwärtigen Geschichte. Mein Anwalt sagte mir, ich sei geschieden; was brauchte ich sonst noch zu wissen?"

„Du passest besser zu Springmann, als ich dachte," entgegnete die Tante. „Ihr werdet Euch gegenseitig den Humor nicht verderben. — Eine andere Frage ist, weshalb du überhaupt wieder heiraten möchtest — du, nach deinen Erfahrungen!"

„Ich bin noch so jung, Tante," erwiderte Lisa naiv.

„Freilich. Und so vergnügungssüchtig!"

Lisa nickte. „Nenn' es meinetwegen so. Ach, Tante, ich langweile mich meistens über alle Maßen!"

„Traurig genug. Nimm ein paar arme Waisenkinder zu dir und erziehe sie."

„Du scherzest, Tante. — Ich? — Wo bliebe dann mein Comfort, meine Gemüthlichkeit? — Ich sollte mich zur Sclavin von fremder Leute Kindern machen? Was hätte ich davon?"

„Mühe und Arbeit. Aber auch einen Lebenszweck."

„Ich finde wohl noch einen andern."

„Das wünsche ich dir. Was dir indessen jetzt als ein solcher vorschwebt, ist der angenehme Müßiggang in einer Art von Vorhimmel."

Frau Lisa Dosky lachte. — „Nun ja, Tantchen! — Jeder bettet sich so weich wie er kann."

Fräulein Wichelhoff erhob sich. „Du hast ein unverwüstlich leichtes Temperament, Kind," sagte sie. „Wozu du entschlossen bist, hast du mich genügend merken lassen. Also in Gottesnamen! Nur beherzige, was ich dir gerathen habe. Verschaffe dir das Urtheil, hörst du?"

Lisa geleitete sie zur Hausthüre und kehrte dann nachdenklich in das Wohnzimmer zurück. — „O du Muster von Weisheit!“ sagte sie, die Lippen verziehend. „Als ob ich hexen könnte! Das Urtheil — das Urtheil!“

Sie lachte laut auf. — „O du gute Tante Paula! wenn du wüßtest, daß es ein solches Ding gar nicht gibt!“

Vor den Spiegel tretend, betrachtete sie sich wohlgefällig und wiegte sich kokett in den Hüften. — „Wenn er nur erst sprechen wollte! Um das Weitere wäre mir nicht bange.“

III.

Das Theater war aus. Es war der „Hüttenbesitzer“ gegeben worden; Döbler hatte die Rolle des Helden der Arbeit gespielt, der das Glück hat, noch in der Ehe die Liebe seiner aristokratischen Gattin zu erringen.

Unter den kahlen Bäumen an der Seite des Theaterplatzes, im matten Lichte der spärlich angebrachten Gaslaternen, spazierten Adolf und Emmy hin und her.

„Er hat himmlisch gespielt,“ sagte Emmy begeistert. „Gott, wie leid hat er mir gethan, der gute, edelmüthige Mensch, als ihn seine hochnasige Frau so abscheulich behandelte!“

Adolf lachte über das naive Empfinden seiner älteren Schwester. — „Und das Stück?“ fragte er. „Hat es dir gefallen?“

„Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht,“ gestand Emmy. Ungeduldig sah sie sich um. „Wo Döbler nur bleibt? — Er könnte sich längst umgezogen haben. Ich fange an zu frieren in dem kalten Winde, der hier streicht. Eure Verabredung war recht unpraktisch; wir hätten uns ebensogut im Restaurant treffen können.“

„Da kommt er schon,“ rief Adolf.

„Er ist nicht allein,“ sagte Emmy verdrießlich. „Sieh nur! Ein Herr und eine Dame sind bei ihm, — wahr-

scheinlich Collegen. Das hängt aneinander wie die Kletten. Paß auf, sie werden sich uns anschließen und uns den Abend verderben. Es ist zum Todtärgern!"

Adolf war keineswegs betrübt über die voraussichtliche Vermehrung der Gesellschaft. — „Was thut's?" meinte er. „Langeweile werden sie nicht in unsern Kreis hinein bringen."

Raschen Schrittes kam Reinhard Döbler herbei, in fliegendem Radmantel, — ein hübscher junger Mann mit schwarzem Kraushaar und sprechenden dunklen Augen.

„Ich bin unglücklich, daß ich Sie habe warten lassen, gnädiges Fräulein," begann er mit einem leichten Anfluge von Bühnenpathos. „Meine Freunde legten Beschlag auf mich; ich konnte ihnen nicht entwischen, wie ich — auf Ehrenwort — gerne gethan hätte."

„O, Herr Döbler — wirklich — es thut gar nichts," stotterte Emmy.

Döbler ging mit ihr weiter; Adolf trottete schweigend nebenher.

„Sie haben doch nichts dagegen, wenn meine Freunde Abendbrot mit uns essen?" fuhr Döbler fort. „Ich garantire Ihnen dafür, daß sie Ihnen gefallen werden."

„Es wird uns sehr angenehm sein," log Emmy.

„Hernach werd' ich sie Ihnen vorstellen; jetzt wollen wir machen, daß wir an die Futterstelle kommen; ich darf wohl gestehen, daß ich einen colossalen Hunger habe."

Während sie vorwärts eilten, fing Emmy schüchtern an: „Wie wunderschön haben Sie gespielt heute Abend, Herr Döbler!"

„Finden Sie wirklich? — Das ist sehr freundlich von Ihnen. — Ja, der Hüttenbesitzer ist eine gute Rolle; es läßt sich etwas daraus machen."

„Sind Sie nun ganz im Charakter und in der Situation, während Sie spielen?" fragte Emmy.

„Doch wohl nicht so ganz," erwiderte Döbler freimüthig. „Diesen Schein hervorzurufen ist eben unsere Kunst."

„Der göttliche Funke," fiel Emmy lebhaft ein.

Um Döblers hübschen Mund flog ein Lächeln. — „Wenn ein Kritiker, der unsere Leistungen bespricht, einmal die Güte hat, sich dieses wohllautenden Ausdrucks zu bedienen, dann sind wir ungewöhnlich zufrieden mit ihm," sagte er. „Im Vertrauen aber, gnädiges Fräulein: unter uns hat er keinen Curs."

Etwas enttäuscht fragte Emmy weiter: „Sie glauben doch an den Genius der Kunst?"

„Gewiß, gewiß," beeilte sich Döbler zu versichern; doch fügte er mit einer komischen Grimasse hinzu: „Wenn ich nur wüßte, was ich mir darunter eigentlich vorzustellen habe!"

Emmy würde dem mangelhaften Begriffsvermögen ihres Gefährten gerne zu Hilfe gekommen sein, wenn sie nur im Stande gewesen wäre, in Worte zu fassen, was ihr wie im Nebel vorschwebte. Das aber war sie nicht; sie begnügte sich deshalb, zu antworten: „O, das ist auch gar nicht nöthig, Herr Döbler." — Dann aber schien es ihr, daß sie eine Dummheit gesagt hätte; sie schämte sich und schwieg stille.

Vor der Thüre des Restaurants stellte Döbler seine Freunde vor: Fräulein Rübeland und Herrn Ottfried. Das junonisch gewachsene Fräulein begrüßte die jugendlichen Geschwister mit einem leichten Neigen des stolzen Hauptes und rief tadelnd aus: „Aber, bester Döbler, das hätten Sie besser drinnen besorgt! — Hier sieht man sich ja kaum!"

Sie schritt voran durch die inzwischen von ihrem Begleiter dienstfertig geöffnete Thüre und stieß die Flügel des dahinter liegenden Windfangs auf. — „Ist das aber voll, Kinder!" sagte sie, sich zurückwendend. „Sie hätten auch wohl vorlaufen können, Döbler, und einen Platz belegen!"

Adolf nahm all seinen Muth zusammen und stammelte: „Es wäre überhaupt wohl gemüthlicher, wenn wir ein separates Zimmer —"

Weiter kam er nicht. Fräulein Iphigenia Rübeland, die ihm nur einen zerstreuten Blick geschenkt hatte, unterbrach ihn: „Folgen Sie mir nur, meine Herrschaften! Dort hinten sitzen Einige von den Unsern; sie werden schon zusammenrücken.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, übernahm sie die Führung der Gesellschaft, majestätisch durch die engen Gänge rauschend. Ihr folgten verlegen, mit gesenkten Blicken die Geschwister. Diese Wendung lief ihren sorgsam geschmiedeten Plänen schnurstracks entgegen. Unter sich wollten sie sein und im Verborgenen genießen; anstatt dessen befanden sie sich auf einmal inmitten einer Menge von Menschen, deren Blicke sämmtlich auf sie gerichtet waren, als sie im Gefolge der wohlbekannten tragischen Liebhaberin einherzogen. Und ein Entrinnen gab es nicht mehr; es galt nur noch, gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

Fünf Minuten später saßen sie, wie ein Paar verirrte Schafe, an einem Tische zusammen mit einer Anzahl von männlichen und weiblichen Bühnengrößen, die untereinander von Dingen redeten, die nur ihnen verständlich waren.

Emmy stieß ihren Bruder an: „Du, Adolf, ich fühle mich wie verrathen und verkauft!“

Und Adolf erwiderte kleinlaut: „Ich auch. Wir wollen rasch etwas essen und uns dann aus dem Staube machen.“

Noch wagte keins von Beiden, umherzuschauen. Döbler, der ihre Verlegenheit bemerkte, ließ es sich angelegen sein, sie in die Unterhaltung hineinzuziehen. Er flüsterte Emmy zu: „Es thut mir unendlich leid, mein liebes gnädiges Fräulein, daß Sie in einen so großen, Ihnen völlig fremden Kreis hineingerathen sind. Gänzlich ohne meine Schuld, das versichere ich Ihnen. Mir persönlich würde ein Zusammensein allein mit Ihnen und Ihrem Bruder, wie es beabsichtigt war, viel lieber sein; ich hatte mich so sehr darauf

gefreut." — Dabei blickte er ihr tief in die Augen und ergriff in unauffälliger Weise ihre linke Hand, die er rasch drückte und dann wieder frei ließ.

Das arme, unschuldige Lämmchen zitterte vor Vergnügen. Nun war leichter zu ertragen, was der böse Zufall angerichtet hatte! — Emmy hob kecker den Kopf und lauschte unbefangener dem schwirrenden Gespräch. Sogar in den Saal hinein warf sie hin und wieder einen verstohlenen Blick. Es waren lauter fremde Gesichter, die sie sah. Da sagte sie sich, daß es thöricht von ihr sein würde, wenn sie die Gelegenheit nicht wahrnähme, ihre Weltkenntniß zu erweitern. Lebte sie, die Bürgerstochter, doch in einer ungemein beschränkten Sphäre! Nur aus Romanen hatte sie eine vielfach lückenhafte Vorstellung davon gewonnen, wie es jenseits derselben aussah. Und weiter bedachte sie, bei beschleunigtem Herzschlage, daß dieser flotte Kreis, der sie aufgenommen, derjenige sei, worin ihr Leben verlaufen würde, wenn ihr angebeteter Nachbar, Reinhard Döbler, sie, wie sie inbrünstig hoffte, mit seiner Neigung beglückte und sie zu seinem Weibe machte ... Welch ein frisches Leben pulsirte in diesen Menschen! Wie intensiv genossen sie die Gegenwart! Im Vergleich zu ihnen — o wie schläfrig, wie dumm kam sie sich vor, wie traumhaft und farblos ihr ganzes Dasein!

Plötzlich sah sie ein Glas Sect vor sich stehen und Döbler hielt ihr sein Glas zum Anstoßen hin, indem er flüsterte: „Auf Ihr Specielles, Fräulein Emmy!" — Sie meinte, austrinken zu müssen. Und dann schaute sie auf; der Geist des Weines löste ihr die Zunge; ihre blassen Wangen rötheten sich; im Chorus des Gelächters erklang auch ihre Stimme mit. Fräulein Iphigenia Rübeland sagte leise zu Ottfried: „Sie ist doch nicht das blöde Gänschen, für das ich sie hielt, diese Eroberung Döbler's. Was mag er nur mit ihr vorhaben? Sie ist mehr wie ein simples Bürgermädchen. Wie war der Name doch? —

Sollte diesem Glückskinde von Döbler etwa ein Goldfasan ins Garn geflogen sein?“

Weniger glimpflich erging es Adolf. Zwar verlor sich bei Speise und Trank sein anfängliches Unbehagen und er wagte sogar, mit einem muntern, soubrettenhaften Geschöpf, das rechts neben ihm saß, behutsam anzubändeln; dann jedoch, als er sich zu fühlen begann und wie ein alter Stammgast seine Augen umherschweifen ließ, machte er eine Entdeckung, die ihm einen kalten Schauer durch den Körper sandte. Nur wenige Tische von ihm entfernt leuchtete ihm die hintere Seite eines glänzenden Kahlkopfs entgegen. Den Eigenthümer desselben kannte Adolf nur zu gut; es war Dr. Cosinus, Lehrer der höheren Mathematik am Gymnasium. Adolf, der Talent zum Zeichnen besaß, hatte schon manche Carricatur des kleinen dicken Mannes verfertigt, während er, vor der Tafel stehend, der Classe den Rücken zukehrte, und war deshalb, als der ausdrucksvolle Kahlkopf mit den fleischigen, etwas abstehenden Ohren vor ihm auftauchte, keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ein sehr unliebsamer Beobachter seiner Thaten in der Nähe weilte. Denn daß Jener seinen Schüler nicht bemerkt haben sollte, war kaum möglich, da Adolf vorhin dicht an seinem Tische vorübergegangen war.

Wie der ertappte Primaner sich rasch klar machte, mußte sein Lehrer den Eindruck empfangen, daß er mit der Schauspielersippe, Männlein und Weiblein, auf dem intimsten Fuße stehe und sich eine ganz unziemliche Freiheit des Lebenswandels gestatte. Allerdings genoß Dr. Cosinus, der Junggeselle war, den Ruf eines Lebemannes; doch war nicht anzunehmen, daß seine Toleranz so weit gehen würde, die bedenkliche Aufführung eines seiner Schüler zu ignoriren. Und wenn es Adolf auch gelingen mochte, glaubhaft zu machen, daß nur der Zufall ihn an den Tisch der Mimen geführt habe, so war doch die Thatsache seiner Bekanntschaft mit dem, vielfacher Liebesabenteuer verdächtigen Döbler nicht zu verleugnen.

Vergebens wünschte sich Adolf dahin, wo der Pfeffer wächst; vergebens drehte und wendete er sich so, daß er dem verwünschten Spion nur seinen Nackenscheitel zur Ansicht darbot; ihm verblieb die beängstigende Empfindung, daß ein Damoklesschwert über seinem Haupte schwebe. Der Sect, der immer reichlicher floß, mundete ihm nicht; still und trübselig lauschte er mit halbem Ohr der immer lauter werdenden Unterhaltung, und ärgerte sich obendrein über die traurige Figur, die er machte.

Emmy erinnerte ihn leise: „Sitze doch nicht da wie ein Stock! Wenigstens bestelle auch du eine Flasche Champagner!“

Jawohl, die Schwester hatte Recht: er mußte sich revanchiren. Mitgefangen, mitgehangen. In Gedanken überrechnete er den Inhalt seiner Börse. Dann fiel ihm ein, daß er den Preis einer solchen rothköpfigen Flasche nicht wisse. Und erfragen konnte er ihn doch auch nicht vor Aller Ohren! Wenn nun hernach sein Geld nicht reichte! Welche Blamage!

Er saß und rührte sich nicht. Emmy stieß ihn an, mit einem mahnenden Blick. Da that Adolf einen Seufzer und rief den Kellner herbei. Jetzt war ihm alles einerlei; mochte mit ihm geschehen, was da wollte; der Kopf konnte ihm nicht abgeschlagen werden ... Vorsichtig wandte er sich um: die Glatze des Dr. Cosinus war verschwunden. Ein Alp weniger! Jetzt noch rasch die Lust der flüchtigen Stunde genießen! Keine Gespenster sehen, die erst der nächste Morgen gebären würde!

Es war Emmy, die endlich den Fiebernden an den Aufbruch mahnte. — „Es ist Mitternacht, Adolf,“ sagte sie besorgt. „Wir dürfen nicht wagen, länger auszubleiben; Papa pflegt gegen ein Uhr nach Hause zu kommen.“

Adolf indessen war unempfindlich geworden gegen die Stimme der Vernunft. — „Jetzt schon aufbrechen?“ gab er leicht lallend zurück, indem er nach seinem Glase griff.

„Ich denke nicht daran.“ — Und er intonirte mit lauter Stimme: „Wir sitzen so fröhlich beisammen.“

Entsetzt wandte Emmy sich an Döbler: „Mein Bruder hat einen Spitz! — Was fange ich nur an? — Wir müssen nach Hause, müssen schlechterdings — je eher desto lieber . . .“

Döbler durchschaute die Situation. „Ich geleite Sie selbstverständlich, Fräulein Emmy,“ erwiderte er. „Ihren Bruder nehmen wir mit, um ihn vor Schaden zu bewahren.“

Leicht war es nicht, Adolf zum Aufbruch zu bewegen.

„Verkürze mir nicht die letzten glücklichen Stunden meines Lebens!“ bat er seine Schwester in pathetischem Tone.

„Er ist übergeschnappt,“ bemerkte Emmy rathlos zu Döbler.

Die Soubrette lachte den aufgeregten Primaner an: „Sie gehören ins Bett, junger Herr! — Folgen Sie nur Ihrer verständigen Schwester!“

Dieser grausame Spott ernüchterte Adolf; er leistete keinen Widerstand, als Döbler ihm jetzt den Ueberrock anzog und den Hut aufsetzte.

Dicht vor der Ausgangsthüre fiel Emmy die Flasche Champagner ein. Sie hielt den Bruder an: „Du mußt noch bezahlen, Adolf! — Gib mir dein Portemonnaie!“

„Lassen Sie das, Fräulein Emmy,“ mischte sich Döbler ein. „Ich werde hernach Ihre Zeche in Ordnung bringen und mich mit Ihrem Bruder später verrechnen.“

Da er gleichzeitig Adolf hinausführte, war Emmy genöthigt, ihm zu folgen. Sie that es mit tiefer Beschämung im Herzen. Wie hatte sich ihr Bruder, den sie für einen jungen Mann gehalten, der sich in der Welt bereits mit Sicherheit zu bewegen wisse, — wie hatte er sich an diesem Abende aufgeführt! Sich selbst hatte er dem Gelächter preisgegeben — das war schon schlimm genug; aber auch auf sie, Emmy, die mit einem solch

unreifen Begleiter umherzog, war ein eigenthümliches Licht gefallen. Sie hatte ein starkes Bewußtsein ihrer bevorzugten socialen Stellung und keine geringe Meinung von der Bedeutung und Wichtigkeit ihrer Person. Nun kam sie zu der Erkenntniß, daß sie sich leichtsinniger Weise in eine falsche Position begeben hatte, als sie mit dem leichten Volk der Bühne in einem öffentlichen Locale schmauste und poculirte — noch dazu auf Döblers Kosten. Nur mit Mühe drängte sie die Thränen zurück.

Noch aber war das Maß ihrer Leiden nicht voll. Auf der Straße wurde Adolf wieder rebellisch. Er lasse sich nicht behandeln wie ein dummer Junge, fuhr er Döbler an. Es sei doch aus mit ihm, und er sehe nicht ein, weshalb er schon in die Klappe kriechen solle, da die Nacht, die ihm noch gehöre, noch lange nicht zu Ende sei. Er wisse eine Wirthschaft, wo die ewige Lampe brenne, und wo Leute verkehrten, die nicht so anmaßend seien, die Nase über ihn zu rümpfen. Emmy möge sich nur nach Hause bringen lassen; er werde nachkommen, wann es ihm passe. Und wenn er vielleicht vorziehen sollte, ganz wegzubleiben, dann möge man sich nicht die Mühe machen, ihn zu suchen. Einer, der Ehre im Leibe habe, könne zuweilen in eine Lage gebracht werden, worin ihm nichts übrig bleibe, als der elenden Comödie des Lebens ein Ende zu machen.

„Schwatze nicht solchen Unsinn!" rief Emmy ungehalten. „Du beträgst dich wirklich wie ein Verrückter!"

Döbler, der aus Erfahrung wußte, daß der Rausch namentlich in sehr jungen Leuten die wunderlichsten Gemüthszustände zu erzeugen im Stande ist, faßte Adolfs verzweiflungsvolle Reden nicht so ernsthaft auf wie seine Schwester. — „Wir müssen ihm den Willen lassen, Fräulein Emmy," sagte er mit überlegener Ruhe. „Solch ein Bespitzter, dem irgend eine Idee in die Krone gefahren ist, gleicht einem hartmäuligen Pferde, das nur störrischer wird, wenn man es zu leiten versucht."

„Aber mein Bruder zieht sich die größten Unannehmlichkeiten zu, wenn er nicht vor unserem Vater in's Haus gelangt."

Döbler zuckte die Achseln. — „Und Sie?"

„Sie haben Recht; Jeder ist sich selbst der Nächste. Kommen Sie!"

Adolf hatte sich an einen Laternenpfahl gelehnt und die Arme übereinander geschlagen. — „Geht nur," sagte er mit dumpfer Stimme. „Ueberlaßt mich meinem fragwürdigen Schicksale! Wann hätte jemals ein Mensch sich das Unglück eines andern wahrhaft zu Herzen genommen! Egoisten sind sie alle, nur darauf bedacht, sich mit heiler Haut durchzuschlagen. Ja, geht nur Euern mit Rosen bestreuten Weg! Wenn ich hinab zum Orcus die Schattenpfade wandle — was kümmert's Euch? Einige müssen ja unterliegen im Kampfe ums Dasein — schon vor der Pforte der Arena, ehe sie ihre Waffen haben schwingen können . . ."

Noch declamirte Adolf, als Döbler seine Gefährtin mit sich fortzog. — „Vielleicht besinnt er sich noch und eilt uns nach," bemerkte er. „Was ihn nur quälen mag?"

„Plötzliche Angst vor dem Examen vielleicht," meinte Emmy. „Was es sonst sein könnte, weiß ich wirklich nicht."

Große Sorge um die ferneren Streiche seines jugendlichen Freundes machte Döbler sich nicht. Hatte er doch ein Mädchen am Arme, das ihm zu Liebe die Schranken engherziger Sitte durchbrochen hatte, das ihm eine romantische Neigung deutlich entgegentrug! In einer solchen Lage pflegt ein junger lebenslustiger Mann sich nicht über dasjenige zu beunruhigen, was ihn nicht direct angeht. Nach zwanzig Schritten schon hatte er seinen Arm um Emmys Taille gelegt und flüsterte honigsüße Worte in ihr willig lauschendes Ohr. Von der Bühne aus sei sie ihm schon aufgefallen. Ob sie sich der Vorstellung des „Harald"

von Wildenbruch noch erinnere? Damals habe sie im ersten Range gesessen, gleich vorne links neben den Prosceniumslogen. Kein Auge habe sie von ihm verwandt; immer wieder, wenn sein Blick flüchtig im Hause umherstreifte, sei er dem ihrigen begegnet. Dann habe er sie mit ihrem Bruder zusammen auf der Straße gesehen. Adolf sei ihm bekannt gewesen, von der Badeanstalt im Flusse her, wo sie sich im letzten Sommer häufig getroffen hätten. Nun habe er mit Eifer eine Annäherung betrieben. Aber doch, trotz Adolfs Entgegenkommen, wie schwer sei es ihm geworden, eine scheinbar zufällige Begegnung mit Emmy herbeizuführen, sie zum erstenmale zu sprechen! Und heute Abend: wie schön hätte es sein können, und wie unbefriedigend seien die kostbaren Stunden verlaufen, durch die Mißgunst und Tücke des launenhaften Schicksals! Endlich jetzt, in Folge des seltsamsten Zufalles, sei es ihnen vergönnt, ein paar Minuten allein zu sein. Aber doch nur in Eile und Unruhe. Schon seien sie beinahe am Ziele ihres Weges, und noch wisse er nicht, ob er hoffen dürfe, daß sie ihn ein klein wenig lieb habe . . .

Als Döbler hier eine Pause machte, sein Gesicht dem ihrigen nähernd, hätte Emmy am liebsten freudig geantwortet: Von ganzem Herzen, und ihm die Lippen dargeboten; sie erinnerte sich indessen aus ihrer Romanlectüre, daß es nicht klug sei, den Herren der Schöpfung den Sieg zu leicht zu machen. Deshalb wandte sie rasch den Kopf zur Seite und erwiderte ausweichend: „O Herr Döbler, lassen Sie mir noch ein bißchen Zeit . . . es kann ja sein, daß ich — aber jetzt schon — die Frage kommt mir zu überraschend —“

„Wann aber werde ich Sie wiedersehen?“ gab Döbler in kummervollem Tone zurück.

„Das wissen die Götter,“ seufzte Emmy.

„Wenn Sie nur wollten —“ begann Döbler.

„Was meinen Sie?“

„Wir könnten uns treffen. In der Dämmerung, an einem abgelegenen Ort.“

Emmy war entzückt von diesem Vorschlage. Ein Stelldichein hatte sie schon zu erleben gewünscht, als sie noch die Schule besuchte.

„Wo würde das denn sein können?“ fragte sie schnell.

Döbler lächelte. „Sind Sie sehr furchtsam?“

„Das gerade nicht. Aber auf einen Kirchhof komm' ich nicht.“

„Wo denken Sie hin, liebstes Fräulein? — Derartiges würde ich doch nicht wagen, von Ihnen zu verlangen... Mir fiel soeben eine Stelle in den Anlagen ein, wo mit dem Tage der Verkehr aufhört. Sie ist am Schwanenteich, in der Nähe eines Häuschens, worin, wie ich glaube, die Gärtner ihre Geräthe aufbewahren. Dort steht eine Gruppe von Kastanienbäumen... Von den Gasflammen der Schillerstraße fällt Licht genug herüber, um dabei auf die Uhr sehen zu können —“

„Ja, den Platz kenne ich wohl; aber —“

„Uebermorgen habe ich frei. Um sechs Uhr werde ich unter den Kastanienbäumen spazieren gehen. Wenn Sie dann zufällig von der Schillerstraße dahin einbögen, würde ich Sie bemerken müssen und könnte Ihnen ein Streckchen entgegen kommen.“

Das Paar war vor Emmy's Wohnung angelangt. Während sie den Hausschlüssel aus der Tasche zog, sagte sie schalkhaft: „In jener Gegend wohnt eine Freundin von mir. Vielleicht trifft es sich, daß ich sie übermorgen gegen Abend besuche.“

Döbler drückte ihre Hände: „Emmy, Sie sind ein Engel!“

„Verstehen Sie wohl: ich verspreche nichts.“

Sie schloß die Thüre auf. „Gute Nacht, Herr Döbler, und herzlichen Dank für Ihre Begleitung!“

„Ist das alles, Emmy?“ fragte er vorwurfsvoll.

Emmy, mit der Hand auf der nachgebenden Klinke, fühlte sich sicher. „Was könnten Sie noch mehr verlangen?“ erwiderte sie mit gut gespielter Verwunderung. „Sie sind unbescheiden, mein Herr!“

Ihre Koketterie reizte Döbler zu dem Versuche, ihr einen Kuß zu rauben; doch war ihm kein Erfolg beschieden. Emmy entwand sich ihm und schlüpfte in das Haus, die Taktik durchführend, die sie als die weiseste erkannt hatte. Als sich ihm die Thüre vor der Nase schloß, tröstete Döbler sich mit der Erwägung: „Das nächste Mal!“ und schlenderte gemächlich zurück, die Hände in den Taschen des langen Paletots. Nach etwa dreißig Schritten begegnete ihm ein Herr, der sich in auffallender Weise bemühte, ihm in das Gesicht zu sehen. Er blieb stehen: „Wünschen Sie etwas von mir?“ — Der Herr erwiderte: „Entschuldigen Sie, ich hielt Sie für einen Bekannten,“ und setzte seinen Weg fort.

Emmy war sehr zufrieden mit sich selbst, als sie zu ihrem Schlafzimmer emporstieg. Nachdem sie ihre sämmtlichen Erlebnisse an diesem bedeutungsvollen Abend vor ihrem Geiste hatte vorüberziehen lassen, widmete sie auch ihrem Bruder einige flüchtige Gedanken, ohne sich indessen seinetwegen zu beunruhigen. Adolfs Bundesgenossenschaft hatte aufgehört, ihr unentbehrlich zu sein. „Er ist doch noch ein recht dummer Junge,“ meinte sie in stolzer Erinnerung an das verabredete Stelldichein, und legte sich mit dem beseligenden Bewußtsein zu Bett, daß der Roman ihres Lebens endlich begonnen hätte.

IV.

An demselben Abende, als seine Kinder auf heimlichen Wegen zu allerlei Abenteuern kamen, begab sich Director Springmann nach Ablauf der Geschäftszeit zu Frau Lisa Dosky.

Auch für diesen Besuch hatte er, wie für alle vorhergegangenen, einen ausreichenden Vorwand. Diesmal waren ihm Zweifel an der Sicherheit einer südamerikanischen Staatsanleihe gekommen, worin er vor einiger Zeit einen Theil von Frau Dosky's Vermögen angelegt hatte, und obgleich sie von dem Werthe irgend eines derartigen Papieres keine Ahnung besaß, hielt er es doch, der Form wegen, für erforderlich, ihre Genehmigung zu einer anderweitigen Belegung einzuholen.

Lisa kannte die Zeit, die ihr Verehrer für seine geschäftlich-freundschaftlichen Besuche regelmäßig wählte, und wenn sie dann zu Hause war, pflegte sie in einem Anzuge bei der Hand zu sein, der die Reize ihrer niedlichen Person auf das Vortheilhafteste zur Schau stellte. Nie ließ sie den Herrn Director warten; kaum war er in den Salon getreten, als sie auch schon in der Seitenthüre erschien und mit freundlichem Lächeln auf ihren „verehrten Berather" zuging, gleich das kleine kurze Händchen ausstreckend, als ob sie es gar nicht abwarten könnte, den achtungsvollen Druck seiner Hand zu fühlen. Und dann war sie immer die nämliche, immer heiter, frisch, aufmerksam. Geduldig lauschte sie seinen Auseinandersetzungen, mit einer Miene, als ob seine Worte einen ganz besonderen Werth für sie hätten. Und dann bekannte sie jedesmal demüthig ihre Unwissenheit und pries sich glücklich, daß sie einen so vortrefflichen Beistand in den Nöthen ihres Lebens gefunden habe. So dankbar war sie, o, so dankbar! Es war ein Genuß für Springmann, aus ihrem kleinen rothlippigen Munde zu hören, daß sie ohne ihn in tausend Aengsten um ihre weltliche Habe leben würde, während sie jetzt, von ihm beschirmt, ohne Sorge von einem Tage zum andern flattere. Dann reichte sie ihm nochmals die Hand, diese weiche warme Hand mit den vier allerliebsten Grübchen, und wenn er sie zu küssen sich nicht enthalten konnte, schlug sie mit entzückender Verlegenheit die Augen nieder.

Diesmal hatte Lisa für ihren Wohlthäter eine Ueberraschung vorbereitet. Als der erste Theil der Unterredung mit dem üblichen Handkuß seinen Abschluß gefunden hatte, sagte sie leicht stockend: „Es quält mich schon lange, Herr Director, daß ich so ganz außer Stande bin, Ihnen meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen. Es sind immer Worte, nichts als Worte, die ich Ihnen biete. Nun habe ich in den letzten acht Tagen — kaum mag ich's gestehen, da mir's jetzt so armselig vorkommt — ich habe eine Kleinigkeit für Sie gearbeitet, in der Hoffnung, Sie damit erfreuen zu können... Ich weiß ja nicht, lieber Herr Director, ob Sie Werth auf etwas legen, das aus meinen Händen kommt —"

„Aber beste Frau Dosky —" unterbrach Springmann lebhaft.

„Dennoch — ich dachte, ich wollte es nur wagen... Sie sind stets so freundlich gegen mich gewesen, daß Sie auch diese Gabe nicht verschmähen werden, unbedeutend wie sie ist..."

Sie erhob sich und holte eine elegante Cigarrentasche, worauf Springmann's Monogramm in Gold gestickt war.

„Zum täglichen Gebrauch, wenn ich bitten darf," sagte sie, diesmal in seine Augen sehend.

Springmann bewunderte die Arbeit. — „Und diese kleinen zarten Fingerchen haben sich für mich abgemüht?" fragte er mit Wärme. Dann fuhr er sinnend fort: „Wissen Sie wohl, meine liebe Frau Dosky, daß dies Geschenk das erste seiner Art ist, das ich aus Frauenhand empfange, abgesehen natürlich von meiner Tochter pflichtschuldigen Weihnachts- und Geburtstagsarbeiten? — O, ich bin nicht verwöhnt. Meine Frau haßte alles Nadelwerk; ich glaube, sie hatte kein rechtes Geschick dazu. Auch fehlte ihr wohl die Empfindung dafür, wie werthvoll das unscheinbarste Etwas durch eigene, liebevolle Arbeit gemacht werden kann. Sie schenkte am liebsten baares Geld; das war ihr am

bequemsten. Wo dies nicht anging, befand sie sich regelmäßig in großer Verlegenheit und wählte meist etwas Unpassendes, weil sie unfähig war, sich die Bedürfnisse oder Liebhabereien desjenigen zu vergegenwärtigen, den sie beschenken wollte."

„Sie haben Ihre Frau sehr bald verloren?" fragte Lisa.

„Ich bin seit vierzehn Jahren Witwer. Für meine Kinder würde es vielleicht besser gewesen sein, wenn ich mich wieder verheiratet hätte; sie sind nicht unter genügender Aufsicht aufgewachsen, wie ich leider täglich merke. Doch war mir persönlich der Gedanke an eine zweite Verbindung zuwider. Die erste hatte mir weltliche Vortheile gebracht; das Vermögen meiner Frau verhalf mir zu der Stellung, die ich noch innehabe. Ich bin ihr stets dankbar dafür gewesen; doch ein wärmeres Gefühl hat sich in der Ehe nicht zu behaupten vermocht, und ich war, wenn ich mich so ausdrücken darf, weibersatt, als ich sie begraben hatte."

„Es müssen schlimme Erfahrungen sein, die Sie gemacht haben," bemerkte Frau Dosky. „Sie sind zu bedauern, Herr Director!"

„Nach vierzehn Jahren noch? — Doch wohl schwerlich. Die Erinnerung schmerzt schon lange nicht mehr."

Plötzlich abspringend that er die Frage: „Sie haben wohl eine sehr glückliche Ehe geführt, liebe Frau Dosky?"

O weh! dachte Lisa. Nun nimmt er mich in die Beichte! — Was sag' ich ihm nur?

Sie stieß einen kleinen Seufzer aus, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen. Unverkennbar bereitete Springmann eine Erklärung vor; er durfte um keinen Preis etwas hören, das ihn stutzig machen könnte.

„Leider nein," begann sie ihre Antwort. „Dosky war ein unsteter Mensch, der nur in der Abwechslung Freude hatte. Was ihn heute in Glut versetzte, ließ ihn morgen eiskalt. Für jeden neuen Bekannten schwärmte er und

trank nach acht Tagen Brüderschaft mit ihm, um ihn nach weiteren acht Tagen fallen zu lassen. Er konnte eine ganze Woche im Hause hocken und alle Vergnügungen, ja allen Umgang verwünschen, enthusiastisch versichernd, daß er jetzt das echte, das wahrhafte Glück genieße. Und dann wieder war er schlechterdings nicht daheim zu halten, dann schalt er auf das geisttödtende Einerlei der häuslichen Enge und jede Zerstreuung war ihm recht. Mir war er abwechselnd ein lästiger Liebhaber, der auf Schritt und Tritt nicht von mir wich und ein Fremder, der mein Dasein ignorirte. Dabei, Herr Director, konnte, wie Sie gewiß zugeben werden, von einem erträglichen Verhältniß zwischen uns nicht die Rede sein."

„Welchen bürgerlichen Beruf hatte Herr Dosky?" fuhr Springmann fort, zu fragen.

„Er war Zahnarzt."

„Sein Geschäft scheint er doch gut wahrgenommen zu haben, da Sie sich aus seiner Hinterlassenschaft einer hübschen Rente erfreuen."

Frau Lisa zögerte einen Augenblick, ehe sie antwortete: „Damit hat es eine besondere Bewandtniß. Dosky besaß ein ererbtes Grundstück eben außerhalb der Stadt, das er, seinem Naturell gemäß, zu verschiedenen Zeiten mit ganz verschiedenen Augen betrachtete. Wenn er Steuern dafür bezahlen mußte, schien es ihm absolut werthlos und er bot es unter seinen Bekannten für einen Korb Champagner aus. Dann wieder, sobald er die Auslage verschmerzt hatte, stieg es in seiner Schätzung von Tag zu Tag, bis er in seinem Geiste die Fläche mit harten Thalern als künftigen Verkaufspreis bedeckt sah. Nun war er kaum ein halbes Jahr —" sie stockte kaum bemerkbar — „todt, als eine neue Eisenbahn projectirt wurde und die Gesellschaft sich genöthigt sah, das Areal für die Bahnhofanlage zu erwerben. Dies war ein Glücksfall, den ich vollauf zu würdigen wußte. Meine Unerfahrenheit in Geldsachen kam

mir zu Hilfe; blindlings forderte ich eine Unsumme. Meine Bekannten lachten mich aus; die Unterhändler schrieen Zeter. Ich schämte mich zwar etwas, wollte aber doch, aus purem Eigensinn, nicht gleich nachgeben. Und da, als die Unterhändler täglich wieder bei mir erschienen, immer voll Entrüstung über meine unvernünftigen Ansprüche, immer aber mit einem höheren Gebot in der Tasche, merkte ich, daß Lisa Dosky in ihrer Dummheit doch wohl die Klügste bei dem Handel sein möge. Ich hielt aus und bekam schließlich nahezu meinen Preis."

Mit sympathischem Antheil hörte Springmann dieser Erzählung der kleinen Witwe zu. Er wurde zwar von der Anmuth seines dankbaren Schützlings mächtig angezogen, so mächtig, daß er alle Symptome der Verliebtheit an sich beobachtete; wenn aber Frau Lisa Dosky auch noch anmuthiger gewesen wäre und hätte sich durch eigene Arbeit erhalten anstatt aus dem Erlöse abgeschnittener Coupons, dann würde er sich doch nicht haben einfallen lassen, sich um ihre Gunst zu bemühen.

Alles drängte ihn zur Entscheidung. Zwar hatte er sich als vorsichtiger Mann vorgenommen, den letzten Schritt nicht eher zu thun, als bis Lisas bisheriges Leben vor ihm läge wie ein offenes Buch und alle ihre Beziehungen ihm bekannt seien; jetzt indessen scheute er sich, die hübsche Frau, die ihm so offen Rede und Antwort gestanden, einem weiteren Verhör zu unterwerfen. Welch geringen Begriff würde sie von seiner Liebe erhalten, wenn er bei seiner Werbung um ihr Herz und ihre Hand mit der Behutsamkeit eines Geschäftsmannes vorginge, der die Qualität einer Waare, die er zu kaufen wünscht, vorab mißtrauisch auf die versteckteften Fehler untersucht! — O pfui! — Schon schämte er sich der wenigen Fragen, die er gethan hatte. Er rief sich die Empfindungen seiner Jugendzeit zurück: seit wann war es denn Brauch in der Welt, mit kaltem Blute um ein Weib zu freien? War nicht von jeher die

Leidenschaft der Herzensdietrich bei den Töchtern Evas gewesen, dem die Schlösser sich am willigsten öffneten?

Und Springmann warf alle Bedenken heroisch über Bord. Nur noch die Person sah er: das reizende, von dunklen Löckchen umrahmte Gesicht mit seinen sprechenden Augen und den Perlenzähnchen, die zwischen den rothen, zum Kusse einladenden Lippen hervorschimmerten und die wohlgebildete Gestalt in dem enganschließenden Kleide, deren Conturen nirgendwo von der graziösesten Wellenlinie abwichen.

„Nach Ihren Erfahrungen, meine liebe Frau Dosky, werden Sie schwerlich Verlangen danach tragen, sich nochmals den möglichen Enttäuschungen einer Ehe auszusetzen," begann er und konnte nicht verhindern, daß seine Stimme etwas zitterte. „Außerdem sind Sie jetzt unabhängig und können sich innerhalb gewisser Grenzen, die indessen weit genug gesteckt sind, Ihr Leben nach Gefallen gestalten."

„Ach, Herr Director," fiel Lisa ein, „eine alleinstehende Frau hat viel weniger Freiheit, als Sie denken."

„Es wäre also doch möglich, daß Sie den Entschluß zu fassen vermöchten —"

Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort, jetzt im Tone eines Menschen, dessen Inneres überflutet: „Sie wissen genau, wer und was ich bin; Sie kennen mich und meine Familienverhältnisse. Ein Jüngling bin ich schon lange nicht mehr, meinen Jahren nach; aber die Fähigkeit, eine warme und ehrliche Liebe zu empfinden, besitze ich noch. Diese Erkenntniß verdanke ich Ihnen, verehrte Frau. Seit ich Sie kenne, habe ich mich zu Ihnen hingezogen gefühlt und immer stärker ist im Laufe der Zeit Ihre Macht über mich geworden. Die Sehnsucht, Sie zu sehen, Sie zu sprechen, hat mich weit öfter hieher getrieben, als die meist sehr unwichtigen geschäftlichen Fragen, mit denen ich Sie zu meinem Leidwesen behelligen mußte, um meine häufigen Besuche als nothwendige darzustellen. Sie

sind mir unentbehrlich, theure Frau. Möchten Sie sich entschließen können, Ihre Hand in die meinige zu legen! Ich werde ohne Unterlaß darauf bedacht sein, Ihnen das Leben an meiner Seite auf das Angenehmste zu gestalten."

Es war Springmann heiliger Ernst mit dem, was er sagte. So leuchtend trat die einfache Gediegenheit seines Charakters aus seinen Worten hervor, daß Frau Lisa Dosky das Gewissen schlug. Jetzt, da ihr nächstes Ziel erreichbar vor ihr lag, wurde sie ängstlich.

„O Herr Director," erwiderte sie stockend. „Sie beglücken mich mit Ihrem Antrage mehr, als ich sagen kann.. Aber er kommt mir so ganz unerwartet — ich hatte nie. zu hoffen gewagt, daß Sie ... Nein, ich bin wirklich der Stellung nicht werth, die Sie mir zu geben gedenken ... Ich kann Ihnen unmöglich genügen; Sie würden allerlei an mir entdecken, das Ihnen mißfiele, und dann ... Wenn ich mich nur nicht davor fürchtete!"

Ihre Antwort, die halb lockte, halb abwehrte, steigerte den Eifer des Bewerbers. Der Rubicon war überschritten; jetzt galt es, den Sieg zu erzwingen!

„Sie unterschätzen meine Liebe, theure Lisa," sagte er, ihre Hand fassend. „Niemals werde ich an Ihnen etwas zu tadeln finden — niemals. Wie könnte ich!"

„Geben Sie mir etwas Zeit zur Ueberlegung," bat Lisa.

„Wenn es sein muß, gerne — alles, was Sie wünschen. Nur lassen Sie mich nicht zu lange warten; bedenken Sie, wie qualvoll mein Zustand sein wird, während ich zwischen Furcht und Hoffnung schwebe. Und wenigstens sagen Sie mir jetzt das Eine, ob ich Ihnen werth bin ..."

Er beugte sich über das Tischchen hinüber, das zwischen ihnen stand und suchte in ihren Augen zu lesen.

„Sie ungeduldiger Mann!" sagte Lisa halb lachend. „Warum müssen Sie denn so drängen? — Nun ja — damit Sie Ihren Willen bekommen: ich glaube schon, daß ich Sie lieb habe, aber —"

„Kein Aber!" rief Springmann mit jugendlichem Feuer und war im Nu an Lisas Seite. „Es gibt kein Aber, das ich gelten lasse nach diesem süßen Geständniß — kein Bedenken, das vor meiner Liebe Stand halten wird!"

Mit einem raschen, prüfenden Blick sah sie zu dem Ungestümen auf. Dann senkte sie das Haupt, als ob sie sich in ihr Schicksal ergeben hätte und erwiderte leise: „Ich will es glauben."

Springmann nahm diese Antwort für eine Gewährung seiner Wünsche. — „Sie machen mich überglücklich durch diese Entscheidung, theure Lisa," sagte er bewegt. „Nie werde ich diesen seligen Augenblick vergessen."

Er wartete mit Verlangen darauf, daß Lisa das Köpfchen emporheben würde und ihm die Lippen zum ersten Kusse darbieten; Lisa indessen that nichts dergleichen. Das Erreichte schien ihr auf einmal nichts im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die sie noch zu überwinden hatte, bis sie als Frau Directorin Springmann in die Gesellschaft eintreten konnte. Darüber vergaß sie sogar den wartenden Bräutigam und erst, als er ganz sachte und bescheiden seinen Arm um ihre Schulter legte, erinnerte sie sich der Gegenwart und dessen, was sie von ihr forderte. Sie stellte sich, als ob sie aus einem Traum erwache und sah Springmann verwundert an.

„Ist es denn möglich?" fragte sie, wie im Zweifel.

Eben wollte er ihr versichern, daß sie in der That seine angebetete Braut sei, als ein Klopfen an der Thüre ihn unterbrach.

„Herein!" antwortete Lisa mechanisch.

Die Haushälterin trat ein, aus den vorspringenden blauen Augen das Paar neugierig musternd. Springmann hatte sich rasch umgewandt und betrachtete mit verdächtiger Aufmerksamkeit einen Stich, der an der Wand hing.

„Es ist ein Mann aus der Fabrik draußen, der den Herrn Director zu sprechen wünscht," meldete Lisas Factotum mit monotoner Stimme.

Springmann fuhr erstaunt herum. „Mich? Und kommt hieher, um mich zu suchen? Das ist denn doch wirklich —“

Aergerlich hielt er inne, über die Entdeckung empört, daß sein Personal seine heimlichen Wege ausspionirt hatte.

„Was will der Mann?“ fragte er barsch.

„Ich weiß es nicht,“ war die Antwort.

„Lassen Sie ihn doch hereinkommen,“ rief Lisa.

„Warum nicht gar! — Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich bin gleich wieder zurück.“

Kaum war Springmann aus der Thüre, als Gesine Timm, die Haushälterin, mit emporgezogenen Brauen auf Lisa zutrat.

„Sie haben es also doch gewagt?“ fragte sie, fast entsetzt.

„Nun ja. Wie lange sollte ich denn noch auf Dosky warten?“

„Es ist Unrecht,“ entgegnete Gesine Timm entschieden. „Und ich leid' es nicht. Des Herrn wegen.“

„Du?“ fuhr Lisa auf. „Was geht's dich an, du Närrin? — Das fehlte mir noch, daß du mir jetzt in die Quere kommst. Du wirst deinen Mund halten, das rath' ich dir.“

„So, meinen Sie? — Was bekomm' ich dafür?“

„Unverschämte! — Geh' jetzt; hernach sprechen wir darüber.“

„Sehr wohl, gnädige Frau,“ erwiderte Gesine Timm und trollte sich.

Kaum hatte Lisa sich etwas gefaßt, als Springmann eilig eintrat. — „In der Fabrik ist ein Unglück geschehen,“ sagte er hastig. „Es ist ein Kessel explodirt; glücklicherweise ist Niemand beschädigt. Doch muß ich sofort hin... Daß dies auch jetzt gerade passiren mußte! Es ist zu dumm! — Um nochmals hieher zu kommen, wird's zu spät werden. Wir müssen uns trennen bis morgen, theure Lisa. Würde es Ihnen recht sein, wenn ich Sie morgen Abend um sieben

Uhr abholte, um Sie nach meinem Hause zu führen und meinen Kindern als meine Braut vorzustellen?"

Es war Lisa alles recht. Sie duldete mit einer Art von stumpfer Resignation, daß Springmann sie zärtlich umfing und küßte, — erst auf beide Wangen, dann auf den Mund. Sogar geleitete sie ihn zur Hausthüre und kam dort seinem Abschiedskuß mit pflichtschuldiger Freundlichkeit entgegen; aber bei der Sache war sie nicht und Freude machten ihr die Liebkosungen auch nicht.

Aus der Tiefe des Hausflurs hatte Gesine Timm den Vorgang an der Thüre beobachtet. — „Hat's geschmeckt, Madame?" rief sie herüber.

Langsam ging Lisa zurück. — „Wenn ich nur keinen dummen Streich gemacht habe, Gesine!" sagte sie bekümmert.

„Das mein' ich auch," entgegnete die Haushälterin mit Hohn. „Ich bin nur darauf gespannt, wie Sie es anfangen, den Herrn aus der Welt zu schaffen."

„Wenn ich das erst wüßte!" seufzte Lisa.

Der unternehmenden Frau war zu Muthe wie einem Reiter auf der Rennbahn, der die ersten kleinen Hindernisse spielend genommen hat und nun der Hürde und des Grabens gedenkt, die noch vor seinem Ziele liegen.

V.

Die Sonne ging, wie gewöhnlich, über Gerechten und Ungerechten auf. Sie fand Frau Lisa Dosky in tiefem Schlafe nach beängstigenden Träumen, Springmann allein am Kaffeetisch, Emmy wachend im Bett, mit Gedanken an das bevorstehende Stelldichein angenehm beschäftigt, Adolf im Arrestlocal und endlich Fräulein Melissa Springmann in einem Coupé erster Classe in schneller Bewegung zu dem Wohnorte ihres unbekannten Oheims.

Springmann war ein Frühaufsteher aus Gewohnheit. Als er das Glück hatte, in die verantwortliche Stellung

eines technischen Leiters der „Hofstädter Anilinfarbenfabrik“ hineingeschoben zu werden, machte er es sich zum Gesetz, im Sommer wie im Winter als einer der ersten am Platze zu sein. Gegen dieses Gesetz hatte er sich niemals vergangen; es widerstrebte ihm, von Anderen mehr Arbeit zu verlangen, als er selbst leistete. Des Comforts, den er sich entzog, achtete er nicht. Dabei war er indessen ein viel zu schwacher Vater, um von seinen Kindern zu verlangen, daß sie sich seiner Tagesordnung fügen sollten; sie durften Morgens solange im Bette liegen bleiben, bis sie von ihren Pflichten hinausgetrieben wurden. So kam es denn, daß Springmann an diesem Morgen nichts von der Abwesenheit seines Sohnes erfuhr.

In der richtigen Bräutigamsstimmung war er jedoch keineswegs. Nachdem er am gestrigen Abend in der Fabrik das Nöthige angeordnet hatte, war er noch in seinen Club gegangen und wie gewöhnlich gegen ein Uhr nach Hause gewandert. Da, als er sich seinem Ziele näherte, schien es ihm, als wenn aus seiner Hausthüre eine männliche Gestalt hervorträte, die ihm dann entgegenkam. Ganz sicher war er indessen, bei der immerhin noch ansehnlichen Entfernung und der schwachen Beleuchtung, seiner Sache nicht. Er begnügte sich deshalb damit, den Verdächtigen im Vorübergehen scharf anzuschauen. Es war ein junger hübscher Mann in modischer Kleidung, der sofort gegen seine unschickliche Neugier aufbrauste. Dieser Umstand beruhigte ihn; er dachte, daß ein Mensch, der eben aus verbotenem Revier komme, zu einem solchen schneidigen Auftreten nicht den Muth gehabt haben würde. Auch herrschte in seinem Hause, als er eintrat, die tiefste Stille. Er zündete Licht an und blickte in den Salon, in das Wohnzimmer: alles war wie gewöhnlich, nirgendwo die geringste Spur von einem Besuch, der die halbe Nacht gedauert hatte. Springmann kam zu der Ueberzeugung, daß er sich getäuscht habe und schüttelte den Kopf über seinen Argwohn. Was er

fünf Minuten lang vermuthet hatte, war doch zu unglaublich! — Als er nun am Morgen, nüchtern und mit hellem Kopfe, nochmals überlegte, was er in der letzten Nacht gesehen zu haben glaubte, wurde er wieder irre. Er erinnerte sich, daß übermäßige Romanlectüre die Begierde erzeugt, Außerordentliches zu erleben und ferner die Sehnsucht nach den Süßigkeiten der Liebe in jugendlichen Gemüthern leicht in gefährlicher Weise steigert. Warum sollte dies nicht Emmy's Fall sein? Der Betrug aber, ausgeübt gegen Eltern und Vormünder von Liebenden, wurde in den meisten Erzählungen und Lustspielen als berechtigte Nothwehr dargestellt und ihre tausend Listen dienten schon seit uralten Zeiten zur Belustigung unzähliger Leser. Konnte nicht auch er, Springmann, von der gelehrigen Tochter düpirt worden sein? — Daß der modisch gekleidete junge Mann aus keinem anderen Hause gekommen war, als aus dem seinigen das schien ihm jetzt beinahe gewiß.

Er klingelte dem Mädchen.

„Ist gestern Abend Besuch hier gewesen?" fragte er in möglichst gleichgiltigem Tone.

Ein langgedehntes Nein war die Antwort.

„Besinnen Sie sich, Hulda!" beharrte Springmann. „Ein hübscher junger Herr — ich weiß es aus seinem eigenen Munde, daß er vorhatte, Fräulein Emmy seine Aufwartung zu machen; Sie brauchen also Ihr Gewissen mit keiner Lüge zu belasten."

Das Mädchen fühlte sich durch die Insinuation, daß sie einer bewußten Lüge fähig sei, in ihrer Ehre gekränkt. Erregt erwiderte sie: „Was nach zehn Uhr noch im Hause geschehen sein mag, weiß ich nicht; bis dahin aber ist keine sterbliche Seele eingelassen worden."

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß Fräulein Emmy noch nach zehn Uhr Jemandem geöffnet haben könne?"

„Wann hätte ich das behauptet?" rief Hulda entrüßet. „Außerdem: wie hätte Fräulein Emmy das machen sollen? Sie hätte denn Jemand mitbringen müssen."

Springmann stutzte. — „Wieso?"

„Fräulein Emmy ist gestern Abend aus gewesen."

„Und hat sich nicht abholen lassen?"

„Nein."

Einige Secunden blieb Springmann nachdenklich. Dann sagte er sanft: „Es ist gut, Hulda; Sie können gehen."

Als das Mädchen sich entfernt hatte, ging er aufgeregt hin und her. — „Das sind mir schöne Geschichten!" brummte er vor sich hin. „Es ist die höchste Zeit, daß dies Fräulein Leichtsinn unter strenge Aufsicht kommt. Ich muß gleich heute Abend mit Lisa über die Hochzeit sprechen; sie muß so bald wie möglich stattfinden; es liegt ja nicht der mindeste Grund für einen Aufschub vor."

Er sah nach der Uhr. — „Schon über meine Zeit! — Ich kann nicht warten, bis es dem Prinzeßchen beliebt, aus den Federn zu kriechen. — Das soll auch anders werden, sobald Lisa hier das Scepter führt! — Nun: ich werde mein unvorsichtiges Kind heute Mittag ins Gebet nehmen! — Was werde ich nur zu hören bekommen?"

Seufzend begab er sich auf den Weg.

In der Fabrik erwarteten ihn weitere Unannehmlichkeiten. Zunächst war die Ursache der Kesselexplosion zu ermitteln; Maschinisten und Heizer, die zuerst sämmtlich ihre Pflicht gethan haben wollten, mußten unsanft angefahren und mit schrecklichen Folgen bedroht werden, ehe der Schuldige sich dazu bequemte, seine Nachlässigkeit einzugestehen. Und kaum war Springmann mit diesen Verhandlungen zu Ende und hatte sich in sein Laboratorium zurückgezogen, als ein Herr seine Karte hereinsandte, mit der Bestellung, er wünsche ihn in Privatangelegenheiten zu sprechen.

„Dr. Alfred Cosinus," las Springmann.

Er warf die Karte auf sein Pult. — „Einer von Adolfs Lehrern! Der kommt auch nicht, um mir eine Freude zu machen . . . Was mag der Teufelsjunge nur

ausgegessen haben? — Und so dicht vor dem Examen! Da soll doch —“

Der Arbeiter, der die Karte gebracht hatte, stand mit offenem Munde.

„Führen Sie den Herrn herein!“ herrschte der Director ihn an.

Dr. Cosinus bedauerte unendlich, daß er in der Lage sei, einem Vater Kummer bereiten zu müssen, aber die Pflicht —

Springmann unterbrach den höflichen Mann: „Kann Adolf nicht zum Examen zugelassen werden?“

„Das stehe nicht direct in Frage, war die Antwort. Aber die sittliche Führung Adolfs außerhalb der Schule sei leider derart — “

„Sittliche Führung?“ fuhr Springmann auf. „Was meinen Sie damit?“

Mit behaglicher Breite erzählte nun Dr. Cosinus, was er am gestrigen Abende beobachtet hatte. Nach seiner Auffassung stand Adolf mit dem ganzen Bühnenpersonal auf Du und Du und war drauf und dran, durchzugehen und in irgend einem obscuren Städtchen als jugendlicher Liebhaber sich in die theatralische Laufbahn zu stürzen.

Leidlich geduldig hörte Springmann zu.

„Den Jungen soll ja ein Donnerwetter holen!“ platzte er endlich heraus. „Wiewohl — mit Ihrer Erlaubniß, Herr Doctor — das Letzte glaub' ich nicht. Adolf durchbrennen und knappen Mittagstisch riskiren — das thut er nicht. Da müßte schon eine entschiedene Kunstbegeisterung in ihm sein, was durchaus nicht der Fall ist. Aber in flotter Gesellschaft ein bischen den Erwachsenen spielen und hernach unter seinesgleichen mit den verübten Heldenthaten prahlen, wenn er auch in Wirklichkeit nur gehänselt worden ist — das freilich sieht ihm ähnlich. Nur weiß ich nicht, woher er das Geld zu solchen Ausschweifungen genommen hat . . . Doch das wird sich finden. Die Hauptsache ist

zunächst: wie wird die Schule sich zu dieser traurigen Verirrung des jungen Mannes stellen?"

Dr. Cosinus räusperte sich leise. „Die Schule würde Milde walten lassen und das Vorgefallene lediglich mit einem Verweise strafen, wenn Ihr Adolf sich nicht im Laufe der letzten Nacht auch noch mit den Behörden in Conflict gebracht hätte."

„Was hat er gethan?" rief der entsetzte Vater.

„Beruhigen Sie sich, bester Herr Director," entgegnete Cosinus mit einem beinahe vergnügten Lächeln. „Er hat nur laut gesungen und den Nachtwächter, der ihn zur Ruhe ermahnte, ein wassersüchtiges altes Kameel genannt, worauf dieser würdige Beamte der Stadt ihn in Gewahrsam geschleppt hat." — Wieder ernsthaft fuhr Cosinus fort: „Da er im Polizeirapport steht, wie ich vertraulich erfahren habe, wird der Vorfall sich schwerlich unterdrücken lassen, und ein Schüler, der offenkundig polizeilich bestraft worden ist, würde selbstverständlich in unserer Anstalt nicht weiter geduldet werden können."

Springmann verstand den Wink des menschenfreundlichen Schulmannes. — „Ich danke Ihnen, Herr Doctor," sagte er etwas erleichtert. „Soviel werde ich doch noch ausrichten können, daß Adolfs Vergehen, als dasjenige eines unzurechnungsfähigen Burschen, mit dem Mantel der Liebe zugedeckt wird . . . Ich gehe sofort zum Polizeibureau."

Cosinus schmunzelte. „Sie begreifen, Herr Director, daß der Ruf einer Anstalt durch die schlechte Aufführung der Schüler leidet. Es ist daher im allseitigen Interesse, daß Sie Erfolg haben. Darf ich Sie bitten, mir Nachricht zukommen zu lassen?"

Im Abgehen ließ Cosinus seine Glatze wohlwollend auf Springmann leuchten, jene Glatze, die am Abende vorher der Schrecken seines Sohnes und des ganzen Unheils erste Ursache gewesen war.

Verspätet kam Springmann heim zum Mittagessen. Er war derartig voll des brennenden Zornes auf Sohn und Tochter, derartig begierig, ihn auf die Häupter der beiden Sünder aus vollen Schalen zu entladen, daß er Rock und Hut am Garderobehalter aufhing, ohne einen Mantel aus glänzend silbergrauem Stoff zu bemerken, der sich dort neben Emmys Sachen breit machte. Als er in das Wohnzimmer hereinstürmte wie ein wüthender Löwe, erhob sich von einem Sitze am Fenster eine schlanke junge Dame und ging ihm lächelnd entgegen.

„Da bin ich, Onkel Ernst," sagte sie und streckte ihm die Hand hin.

Leider hatte Springmann in den letzten Tagen vollständig vergessen, daß eine Nichte aus Amerika zu ihm unterwegs war und die gänzlich unerwartete Erscheinung derselben in diesem Augenblicke verblüffte ihn so, daß er zurückprallte und sie abwesenden Geistes anstarrte.

„Es ist Melissa Springmann," erinnerte Emmy.

„Ganz recht, du bist Melissa Springmann," wiederholte der Director mechanisch. „Natürlich, wer solltest du auch anders sein? — Melissa Springmann! — Du kommst aus Amerika, nicht wahr?"

„Aber, Papa, so besinne dich doch!" rief Emmy den Zerstreuten an.

Springmann warf ihr einen bösen Blick zu. „Ich bedarf keiner Ermahnungen von dir," sagte er unwirsch.

Noch immer stand Melissa vor ihm und betrachtete ihn mit lächelndem Staunen.

„Bist du immer so, Onkel Ernst?" fragte sie naiv.

Da sah er sie nochmals an, jetzt mit wiederkehrender Selbstbeherrschung. Er blickte in ein schmales, intelligentes Gesicht und in ein Paar hellbraune kluge Augen, die den seinigen ruhig begegneten.

Er schämte sich seiner Unhöflichkeit. — „Nimm mir den sonderbaren Empfang nicht übel, den ich dir habe zu

Theil werden lassen. Ich freue mich, daß du da bist, selbstverständlich. Zugleich aber bedauere ich, daß du gerade in einem Zeitpunkte dieses Haus betrittst, wo es darin drunter und drüber geht."

„Ach! — Was ist denn vorgefallen?"

„Meine Kinder machen mir den Kopf warm. Und das ist es nicht einmal allein ... Du wirst es nicht gemüthlich finden bei uns."

„So scheint es," sagte Melissa launig. „Aber das genirt mich nicht; gehöre ich doch zur Familie."

Die kaltblütige Ruhe der transatlantischen Nichte imponirte dem aufgeregten Onkel. Aufmerksam prüfend betrachtete er sie aufs Neue. Er erhielt den Eindruck einer ausgereiften Persönlichkeit, die fest und sicher in ihren Schuhen stand.

Plötzlich fragte er: „Bist du wirklich erst zweiundzwanzig Jahre alt?"

Melissa lachte und sagte, sich an Emmy wendend: „Dein Papa scheint kein Freund von Schmeicheleien zu sein."

Emmy hörte sie nicht; mit Hulda, dem Mädchen, das durch die eben geöffnete Thüre den Kopf ins Zimmer gesteckt hatte, wechselte sie telegraphische Zeichen. — „Er ist noch nicht da," telegraphirte Hulda. — „Wir können nicht länger warten," antwortete Emmy, die gewaltsam ihre Fassung behauptete.

„Was habt Ihr miteinander?" fragte Springmann mißtrauisch.

„Hulda fragte an, ob angerichtet werden solle," war die kleinlaut gegebene Antwort.

„Weiter nichts? — Es ist wohl nicht alles in Ordnung in der Küche — wie?"

Da kam es zaghaft heraus: „Adolf fehlt noch."

Springmann erwiderte mit grimmigem Humor: „Laß ihn fehlen! Darum soll uns das Essen nicht schlechter

schmecken. Der Taugenichts kann einmal hungern. — Komm', Melissa, wir wollen uns zu Tisch setzen. Adolf, mußt du wissen, studirt so eifrig auf das Examen los, daß er alles Uebrige vergißt; seine lateinischen Schülerkränzchen oder was er so nennt, dauern von acht Uhr Abends die ganze Nacht hindurch und weit in den folgenden Tag hinein."

Emmy horchte erschrocken auf. Das klang ja geradeso, als ob der Vater bereits genaue Kunde von Adolfs Treiben hätte! Und damit wahrscheinlich auch von dem ihrigen! — Daher also seine Verwirrung, daher seine ungewöhnliche Heftigkeit! — Nun galt es, sich zusammen nehmen und den Kopf oben behalten!

„Ich habe überhaupt musterhafte Kinder," fuhr Springmann in demselben gallig humoristischen Tone fort. „Deine Cousine Emmy besucht auch ein solches Kränzchen — wahrscheinlich ein griechisches — und läßt sich nach Mitternacht von einem distinguirten jungen Griechen nach Hause bringen. Darin würdet Ihr in Amerika, wie ich vermuthe, nichts Ungehöriges finden."

„Je nachdem, Onkel Ernst. Manches, was bedenklich scheint, ist im Grunde ganz harmlos. Und umgekehrt. Was aber, Uns in Amerika' betrifft, lieber Onkel, so bitten wir ergebenst, nicht über einen Kamm geschoren zu werden. Es gibt auch dort, wie überall unter Gottes Sonne, allerlei Menschenkinder, bessere und schlechtere. Und unter den besseren ist der Begriff der weiblichen Sittsamkeit eine sehr lebendige Macht."

Springmann war etwas betroffen von dieser entschiedenen Zurechtweisung, die er überdies glaubte, durch seine Bemerkung nicht verdient zu haben. Reichlich anmaßend erschien sie ihm von dieser jugendlichen Nichte, die sich bei ihm zu Gaste geladen hatte. Er musterte ihre Kleidung. Melissa trug ein einfaches olivengrünes Kleid mit schmalem Atlasbesatz, dazu keinerlei Schmuck außer einer altmodischen

Brosche mit einer Kamee in breitem Goldrande. Putzsüchtig war sie nicht. Oder aber — und das war das Wahrscheinlichere — sie konnte nicht, wie sie wohl möchte. Und die wollte ihren alten Onkel meistern?

„Das freut mich,“ sagte er trocken, Melissa ihren Platz bei Tische anweisend. „Ich lasse mich gern belehren.“

Melissa machte ein ungläubiges Gesicht, aber sie schwieg.

Nach der Suppe wollte Springmann ihr ein Glas Wein einschenken. Sie dankte; sie tränke keine Spirituosen.

„Du bist wohl eine Temperenzlerin,“ bemerkte er spöttisch.

„Allerdings.“

„Hast du auch schon mitgeholfen, Schankwirthschaften zu demoliren? — Das ist bei Euch ja ein beliebter Frauensport.“

„Wenn ich verheiratet wäre und hätte einen Mann, der durch Branntwein sich und seine Familie ruinirte, wie jene Unglücklichen, die in ihrer Verzweiflung zu gesetzwidrigen Gewaltacten schreiten, dann würde auch ich höchstwahrscheinlich mit dabei sein.“

„Ein unweibliches Beginnen bleibt's doch,“ verharrte Springmann.

„Wie jede Auflehnung des Weibes gegen einen unwürdigen Zustand mit Vorliebe von den Männern genannt wird. Ich weiß es. Von wem aber soll eine Verbesserung schlechter Sitten ausgehen, wenn nicht von uns, den Frauen? — Es ist meistens ein stiller Kampf, Onkel Ernst, am häuslichen Herde ausgefochten, darum aber nicht weniger verdienstlich.“

Springmann war nicht dazu aufgelegt, sich mit der streitbaren Nichte weiter einzulassen. — „Alle Achtung vor deiner Schlagfertigkeit, Melissa,“ sagte er mit einer ironischen Verbeugung. „An deiner Bildung scheint mein Bruder nichts gespart zu haben.“

Melissa gab ihm einen verwunderten Blick. „Das ist überhaupt nicht amerikanische Art," erwiderte sie. „Mein Vater aber, der schmerzlich einen Sohn entbehrte, der ihm zum Freunde heranwachsen könnte, ließ sich's besonders angelegen sein, sich in mir, seiner einzigen Tochter, wenn möglich, einen Ersatz aufzuziehen."

Das Gespräch wandte sich auf Familienverhältnisse. Emmy nahm geringen Antheil an der Unterhaltung; die vorhin gefallene Aeußerung ihres Vaters beunruhigte sie auf das Höchste. Zwar schloß sie daraus, daß ihm der wirkliche Sachverhalt nicht bekannt sei; immerhin aber wußte er genug, was sie compromittirte und ein schlimmer Auftritt stand ihr mit Sicherheit bevor. Sie mußte, dies war ihr klar, eine glaubhafte, unverfängliche Geschichte des gestrigen Abends erfinden. Und während Melissa von ihrer Jugend erzählte, spann sie und spann an einem niedlichen Lügengewebe, mit dem sie ihren Vater täuschen könnte.

Die kleine Familientafel zog sich ungewöhnlich in die Länge. Als Springmann endlich einmal auf die Uhr blickte, war es eine volle Stunde über seine gewöhnliche Zeit. Plötzlich fiel ihm auch seine Verabredung mit Frau Lisa Dosky wieder ein. Am liebsten hätte er sie rückgängig gemacht; die obwaltenden Verhältnisse waren die denkbar ungünstigsten für die Einführung der Braut in sein Haus. Aber würde Lisa es nicht sehr übel vermerken, wenn er, der stürmische Freier von gestern, heute schon die Kundgebung ihrer Verlobung hinauszuschieben trachtete? — Nein, die Angelegenheit mußte ihren Fortgang nehmen, trotz des schwebenden Strafverfahrens gegen seine leichtsinnigen Kinder, trotz der Anwesenheit der unbequemen transatlantischen Nichte, von welcher Springmann, er wußte nicht weshalb, wenig Sympathie für Frau Lisa Dosky erwartete.

Sich erhebend, sagte er: „Ich habe Frau Dosky auf heute Abend eingeladen, Emmy. Ich erwarte, daß du dich anstrengst. Keine Knauserei wie das letztemal, hörst du?

— Und noch eins. Du kannst Adolf sagen, die Polizei würde reinen Mund halten und in der Schule stände ihm nichts weiter bevor als ein Verweis des Directors unter vier Augen. Er wird schon wissen, was ich meine. Hoffentlich wird er für meine Intervention dankbar sein. — Auf Wiedersehen!"

VI.

Kaum hatte Springmann das Zimmer verlassen, als Emmy in heftiges Schluchzen ausbrach.

Melissa ließ ihre Cousine eine Weile still gewähren, dann setzte sie sich neben sie, legte ihr den Arm um die Schulter und bat: „Mache mich zur Vertrauten Deiner Noth, liebe Emmy!"

Aber Emmy schien sie nicht zu hören. Sie wiederholte einmal über das andere: „Wie wird das enden?" und: „Oh, ich bin so unglücklich!" — Und dabei flossen ihre Thränen unaufhörlich.

Endlich zog Melissa ihr sanft die Hände vom Gesicht. — „Reden wir zunächst von Adolf," sagte sie. „Was hat er verbrochen?"

„Hätte ich ihn doch nicht verlassen!" rief Emmy unter einem neuen Strom von Thränen. „Dann wär' er nicht mit der Polizei aneinander gerathen und nichts wäre zu Tage gekommen! — Aber ich dachte nur an mich und an mein Vergnügen! Ich trage die Schuld daran, wenn er sich ein Leid angethan hat! Und das hat er, sicherlich. Er kann ja nur meinen, daß ihm Schande bevorsteht, — die Schande, unmittelbar vor dem Examen aus der Schule gejagt zu werden. O Gott! o Gott!"

„Ihr wart also zusammen gestern Abend?" forschte Melissa.

Statt zu antworten, fragte Emmy plötzlich: „Hast du schon einmal geliebt, Melissa?"

„Nicht wie du meinst, mein armes Cousinchen. Doch

ist mir deshalb die Liebespein nicht unbekannt geblieben. Beichte nur; ich werde dich schon verstehen."

Und Emmy warf sich der theilnehmenden Verwandten, die ihr der Himmel so rechtzeitig bescheert hatte, an die Brust und beichtete. Alles, sogar das verabredete Stelldichein. Ein unwiderstehliches Bedürfniß kam über sie, ihr Herz bis zum Grunde auszuschütten.

Melissa tadelte nicht und tröstete auch nicht; sie that vielmehr, als Emmy mit ihren Bekenntnissen zu Ende war, die wunderliche Frage: „Ist dir die Wohnung des Herrn Döbler bekannt?"

Gewiß; die wußte Emmy anzugeben. Was aber Döbler solle?

„Uns auf Adolfs Spur bringen. Er wird es können, Niemand anders. Denn zu ihm — davon bin ich überzeugt — ist mein lieber Vetter nach den Abenteuern der letzten Nacht zuerst geflüchtet. Und sei ohne Sorge: wie ich die Art junger Leute kenne, schleicht Adolf jetzt in abgelegenen Straßen umher und wartet darauf, daß ihm der Muth komme, das Unvermeidliche auf sich zu nehmen."

„Meinst du?" versetzte Emmy erleichtert. Dann rang sie wieder die Hände: „Aber ich kann doch nicht Döbler in seiner Wohnung besuchen?"

„Wir gehen zusammen," sagte Melissa. „Verschleiere dich; mein Gesicht kennt Niemand. Komm'; wir haben keine Zeit zu verlieren."

Die Entschiedenheit der Cousine imponirte Emmy. Schon rüstete sie sich, als ihr einfiel, daß sie noch Vorbereitungen für den Abend zu treffen habe. — „Ich kann nicht ausgehen," erklärte sie. „Hast du nicht gehört, daß Besuch kommt?"

„Freilich. — Wer ist Frau Dosky?"

„Eine kokette junge Witwe, deren Vermögen Papa verwaltet — eine unausstehliche Person, die mich zu bemuttern versucht, als ob ich ein Backfisch wäre."

„Eine wirkliche Witwe?"

Emmy sah sie verwundert an. — „Wieso meinst du?"

„Entschuldige; wir sind hier ja in Deutschland. Bei uns gibt es Witwen, deren Männer sich nur unbestimmten Urlaub genommen haben. — Und Dosky? — der Name frappirt mich. — Indessen: lassen wir das auf sich beruhen. — Wir wollen einen Wagen nehmen, um Adolf zu suchen. Hernach helfe ich dir; dein Vater soll mit der Bewirthung zufrieden sein."

Vor der bestimmten Art der Amerikanerin beugte sich Emmy, im Ganzen froh darüber, daß etwas geschah, das sie nicht anzuordnen brauchte. Und die beiden Cousinen fuhren zu Döblers Wohnung. Als sie derselben nahe kamen, begann Emmy zu zittern.

„Mir ist so bange," klagte sie. „Und du — ich begreife dich nicht — du bist so ruhig, als ob es sich um einen ganz gewöhnlichen Besuch handelte."

„Weil ich gelernt habe, jedem Menschen unbefangen gegenüber zu treten, er sei, wer er sei."

„Ach ja, in Euren Verhältnissen," bemerkte Emmy verständnißvoll.

Melissa warf einen fragenden Blick auf die Cousine. Dann lächelte sie und schwieg.

Herr Döbler war zu Hause. Die Wirthin wollte den beiden Damen, die sie mit unverschämter Neugier vom Kopf bis zu den Füßen musterte, nicht gestatten, ohne Weiteres anzuklopfen. Nein, solch ein feiner Besuch müsse vorher angemeldet werden, erklärte sie. Herr Döbler würde ihr schön die Leviten lesen, wenn sie zuließe, daß zwei junge Damen ihn überraschten. Alles, was in der Ordnung sei!

Drinnen im Zimmer erhob sich ein Geräusch wie von hastigem Aufräumen. Erst nach einigen Minuten erschien die Wirthin wieder, etwas außer Athem. — „Bitte, gefälligst einzutreten," bat sie mit verschmitztem Augenblinzeln.

„Geh' du voran!" flüsterte Emmy ihrer Cousine zu.

Es war dem vereinten heißen Bemühen Döblers und der Wirthin nicht gelungen, mehr als eine sehr oberflächliche Ordnung in dem Zimmer herzustellen, noch weniger, den Tabaksrauch zu entfernen, der bläulich um die vielgebrauchten Möbel schwebte. Welch ein Unterschied zwischen dieser Höhle, worin der vielgeliebte Held ihrer Mädchenträume hauste, und Emmy's eigenem reizenden, duftigen Boudoir! — Emmy schauderte.

Befremdet sah Döbler in ein ihm unbekanntes Gesicht. — „Was verschafft mir die Ehre?" fragte er enttäuscht. Nun erst wurde er Emmy gewahr. — „Ah, Fräulein Springmann — Sie sind es!"

Melissa nahm das Wort: „Ich bin eine Cousine dieser jungen Dame und befinde mich mit ihr auf der Suche nach einem gewissen jungen Manne, der den Weg zur Pflicht nicht zurückfinden kann."

„Ach, Sie meinen Adolf Springmann;" rief Döbler mit einer gewissen Verlegenheit. „Bitte, nehmen Sie Platz, meine Damen!"

Er rückte eilfertig ein Paar alte Stühle zurecht, deren verblaßte und verfleckte Plüschüberzüge nur noch lose an den Rändern hafteten.

„Danke sehr," erwiderte Melissa. „Wir haben nicht die Absicht, Ihre Zeit länger als nöthig in Anspruch zu nehmen. Haben Sie nur die Güte, uns, wenn Sie können, mitzutheilen, wo sich mein Vetter befindet."

Einen Augenblick zögerte Döbler; dann lachte er verdrießlich auf. — „Es ist am besten, die dumme Geschichte kommt zum Schluß," sagte er, ging auf die Kammerthüre zu, öffnete sie und rief hinein: „Kommen Sie heraus, Springmann; Sie werden nach Hause geholt!"

Sich zu den Damen wendend, erläuterte er: „Seit heute Morgen früh hat er mir auf der Bude gesessen und mir die Ohren vollgestöhnt. Vergeblich hab' ich ihm ein Dutzendmal vorgestellt, daß ihm nichts übrigbleibt, als Pater

peccavi zu sagen, — ich kann nichts mit ihm anfangen; er weicht und wankt nicht."

Langsam, ein Bild des Jammers und der Reue, mit zu Boden gesenkten Blicken, kam Adolf aus der Kammer hervor. Das war nicht mehr der flotte Primaner von gestern, der sorgfältig geschniegelte und gestriegelte, aufgeblähte Jüngling. Ach nein! es war ein fassungsloses, erbarmungswürdiges Menschenkind, alles inneren Haltes bar, das sich beim unvorsichtigen Ansturm gegen die harte Wirklichkeit zerschunden und zerschlagen hatte!

„Guten Tag, Vetter Adolf," sagte Melissa mit gutmüthigem Spott. Und als der arme Sünder erschrocken aufblickte, fügte sie hinzu: „Ich bin deine amerikanische Cousine, die sich freut, deine Bekanntschaft zu machen."

Dies war zu viel für Adolfs Eitelkeit. Gerade sie, diese geringgeschätzte Cousine, der er hatte imponiren wollen, — sie mußte ihn im Zustande tiefster Demüthigung erblicken! Geglaubt hatte er, das Maß seiner Leiden sei voll, und nun kam noch dieser frische Zuguß, der bitterer war als alles Vorangegangene! — Mit einem dumpfen Aufstöhnen raffte er sich zusammen und floh, — floh ohne Ueberrock, ohne Hut zur Thür hinaus und polterte die Treppe hinab. Emmy, von der Angst ergriffen, daß der Bruder nunmehr den angedrohten Selbstmord unverzüglich ausführen werde, rannte hinterher, schreiend: „Adolf! Warte auf mich, Adolf! Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen!"

Fort war sie, ohne mit dem Geliebten ein einziges Wort gewechselt zu haben. Melissa blieb allein bei Döbler zurück.

Sie sah dem Mimen mit einem leichten Lächeln in das hübsche Angesicht. Dann sagte sie: „Da ich so schnöde im Stich gelassen worden bin, liegt es mir ob, Ihnen den Dank der Familie auszudrücken für die freundliche Obhut, die Sie meinem unbesonnenen Vetter haben angedeihen lassen. Er wird Sie voraussichtlich nicht wieder behelligen."

Döbler verneigte sich; es war etwas in Ton und Haltung dieser Fremden, das ihn seine gewöhnliche Dreistigkeit Damen gegenüber ganz vergessen ließ.

„Nur noch einige Worte," fuhr Melissa fort, immer in derselben verbindlich höflichen Weise. „Bemühen Sie sich morgen Abend nicht zu den Kastanienbäumen, in der Erwartung, meine Cousine Emmy dort zu treffen. Sie wird nicht kommen. Wenn Sie indessen wünschen, — ich hoffe, dies annehmen zu dürfen — den Umgang mit ihr in die gebräuchlichen Formen überzuleiten und darin fortzusetzen, dann suchen Sie Zutritt im Hause ihres Vaters. Ich bleibe noch einige Zeit dort, und gebe Ihnen die Erlaubniß, mich zu besuchen. Fragen Sie nach Fräulein Melissa Springmann."

„O gnädiges Fräulein, Sie sind zu gütig," stammelte Döbler beschämt. „Ich habe wirklich dies Vertrauen nicht verdient —"

Melissa unterbrach ihn. — „Sie sollen es sich auch erst verdienen," sagte sie, ernster als bisher. „Guten Abend, Herr Döbler!"

Er begleitete sie bis zur Treppe; hinten spähte die Wirthin durch einen Spalt in der Küchenthür. Als er zurückkehrte, drängte sie sich vertraulich an ihn: „Die waren wohl nicht vom Theater?"

Döbler schnob sie an: „Hebe dich weg von mir, altes Reptil!" — Und in sein Zimmer stürzend, warf er hinter sich die Thüre zu, daß sie krachte.

Unten angekommen, guckte Melissa in den Wagen. — „Da seid Ihr ja Beide glücklich drin!" rief sie heiter. Dann gab sie dem Kutscher die Ordre: „Zur Wohnung des Gymnasialdirectors!" — Und rasch einsteigend, drückte sie den emporschnellenden Vetter auf den Sitz zurück. — „Kein Widerstand, junger Herr! Du bist unser Gefangener. Die Freiheit erhältst du erst, nachdem du deinen Frieden mit dieser höheren Gewalt gemacht hast. — Adolf, es muß

sein!“ setzte sie eindringlich hinzu. „Und zwar heute noch, ehe wir alle miteinander zum Abendbrot niedersitzen. Thu's um meinetwillen, ich bitte dich; ich mag keine bedrückten Gesichter um mich sehen.“

Die letzte Wendung machte den Primaner kirre. Er beäugelte mit verstohlener Neugier seine amerikanische Cousine. Das Ergebniß dieser Prüfung war, daß er Lust verspürte, sich um ihre Gunst zu bemühen. Sie sah gar nicht so übel aus — ein klein wenig verblüht vielleicht, aber das war am Ende eine Eigenthümlichkeit des Schönheitstypus amerikanischer Weiblichkeit. Und hübsche Hände hatte sie — alle Wetter! Auch ihr Anzug war fein und geschmackvoll, ohne schreiende oder nicht harmonisch zusammenstimmende Farben, ohne jede Uebertreibung neuester Moden, worin sich sonst, nach Adolfs Beobachtung, die reisenden Yankeemädchen zu gefallen pflegen. Alles in allem eine Hausgenossin, mit der sich anscheinend leben ließ, deren man sich nicht, wie er gefürchtet hatte, zu schämen brauchte.

Zehn Minuten lang hielt der Wagen vor dem Hause des Gymnasialdirectors; dann stellte sich Adolf wieder ein. — „Das wäre alles in Ordnung,“ sagte er erleichtert, zupfte sich das Halstuch zurecht und fuhr mit einer kleinen Bürste über sein Haar. „Nun wird's noch einen ekligen Strauß mit dem Alten absetzen. Brr!“ — Er schüttelte sich.

Melissa mußte lächeln. — „Wie weit befinden wir uns von Eurer Wohnung?“ fragte sie.

„Höchstens zehn Minuten zu gehen.“

„Sehr gut. Dann verfügt Euch zu Fuße dorthin.“

„Ja — aber Du?“

„Ich behalte den Wagen und fahre jetzt zu Eurem Vater — direct zur Fabrik. Als Vermittlerin zwischen Euch und ihm. Directe Auseinandersetzungen lassen leicht Bitterkeit zurück. Ich werde ihn Eurer Reue versichern und hoffe, Euch seine Verzeihung zu bringen. Ehe er sein Haus wieder betritt, müssen die Gemüther entlastet sein.“

„Das wolltest du thun!“ rief Emmy mit dankbarer Rührung und fiel der energischen Cousine um den Hals. „O, ich will auch Döbler niemals, niemals wiedersehen!“

„Darüber sprechen wir noch,“ sagte Melissa trocken. „Jetzt macht, daß Ihr hinauskommt! — Und vergiß Frau Dosky nicht, Emmy!“ —

Der Director Springmann zeigte doch ein etwas bestürztes Gesicht, als er urplötzlich seine Nichte auf der Schwelle des Laboratoriums erscheinen sah. — „Mit welcher Hiobspost suchst du mich denn heim?“ empfing er sie nicht gerade artig.

„Aber Onkel Ernst, seh' ich aus wie eine Unglücksbotin?“

Sie bot ihm lächelnd die Hand.

„Hm, das eben nicht . . . Aber — nimm' mir's nicht übel, — daß du mich hier draußen überfällst —“

„Muß doch eine besondere Bewandtniß haben,“ fiel Melissa in die Rede. „So ist es auch, lieber Onkel. Ich habe mir erlaubt, in aller Geschwindigkeit in die verfahrenen Angelegenheiten deiner Kinder ein wenig einzugreifen — es prickelt mich immer, in Verworrenes hineinzufahren und Wackelndes fest auf den Boden zu stellen — und wollte dir von meinen Erfolgen berichten. Und zwar jetzt schon, damit die ärgste Mißstimmung beseitigt ist, ehe die Fremde heute Abend in unseren Kreis tritt. — Willst du mich freundlich anhören, Onkel Ernst?“

Springmann konnte nicht wohl anders. Und außerdem nöthigte ihm die zielbewußte Thätigkeit, die ausgeprägte Selbständigkeit dieser jungen Amerikanerin Achtung ab.

„Also eine Diplomatin aus Neigung bist du!“ sagte er, neugierig geworden. „Na, dann nimm hier in meinem besten Lehnstuhl Platz und laß einmal hören, mit welchen Schachzügen du in Deutschland debütirt hast!“

Und Melissa erzählte, was sie erfahren und was sie gethan hatte. Sie verheimlichte nichts. Und dann schloß

sie: „Du wirst mit mir der Ansicht sein, Onkel Ernst, daß Beide, Emmy sowohl wie Adolf, eine Lehre empfangen haben, die sie wirksamer vor Begehung ähnlicher Unvorsichtigkeiten — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen — schützen wird, als die schärfsten Strafpredigten vermöchten. Und da nun alles wieder ins Gleiche gebracht ist, so thu' mir den Gefallen und laß nicht mehr die Rede davon sein. Willst du?"

„Meinetwegen — als Belohnung für die Mühe, die du dir gegeben hast," erwiderte Springmann, im Ganzen sehr zufrieden mit dieser Wendung der Dinge. „Nur Eins mißfällt mir. Was soll der Schauspieler in meinem Hause?"

„Er soll sich zur Prüfung auf seinen inneren Gehalt darbieten. Insbesondere vor Emmy. Ohne Nimbus, ohne Phantasterei. Emmy hat gesunden Sinn; wenn sie ihn in ihren eigenen Verhältnissen sieht, wird sie rasch erkennen, was unecht an ihm ist, was nicht. Und daß sie dazu in den Stand gesetzt wird, halte ich für klug. Die Liebesleidenschaft — so habe ich mir sagen lassen — trägt häufig eine magische Brille vor den Augen, durch die der Geliebte — oder die Geliebte — als der Inbegriff aller Vollkommenheit erscheint. Gelingt es, diese Brille einmal durch eine solche von ganz gewöhnlichem Fensterglas zu ersetzen, dann schwindet meist die Täuschung und dann für immer. Bleibt aber ein liebenswerther Rest, der bei keiner Beleuchtung weichen will — nun, dann ist ja nichts verloren."

Springmann nickte etwas betroffen mit dem Kopf. Unwillkürlich fiel ihm Frau Lisa Dosky ein. Hatte er vielleicht die niedliche Witwe bisher auch nur durch solch eine magische Brille angeschaut? — Aber nein; sein Fall war doch unstreitig ein ganz anderer; ein Mann in seinen Jahren ließ sich doch nicht mehr ein X für ein U vormachen, auch in der Liebe nicht!

„Du bist ein ungewöhnlich verständiges Mädchen," sagte er beifällig. „Ich hätte fast Lust, dich in ein Ge-

heimniß einzuweihen — das heißt, es wird nicht lange mehr Geheimniß bleiben."

Nun stockte er, in Verwirrung gesetzt durch Melissas aufglänzende Augen, die sich starr auf ihn richteten.

„Ach, die Kinder!" lenkte er ab. „Sie haben von jeher zu viel Freiheit gehabt. Miethlinge haben über ihnen gewacht. Es sind wilde Schößlinge geworden. Emmy hat lauter Spatzen im Kopf; mein Hauswesen läßt sie verloddern und vom Werthe des Geldes hat sie keinen Begriff. Und Adolf erst — Na, das alles kannst du nicht wissen... Du bist ja erst ein paar Stunden bei uns..."

Melissa lachte. — „Ich habe schon viel erlebt bei dir, Onkel Ernst."

„Das ist allerdings wahr," mußte Springmann zugeben.

„Und nun erlaube, daß ich dich verlasse," sagte Melissa, sich erhebend. „Ich habe Emmy versprochen, ihr zu helfen; sie hat sich vorgenommen, Ehre einzulegen bei der Dame, die du geladen hast."

„Frau Lisa Dosky," ergänzte Spingmann.

„Ganz richtig. Der Name war mir um so weniger entfallen, als ich an Bord des Dampfers einen Herrn Dosky kennen gelernt habe, einen sehr drolligen Patron, der uns mit seinen Eulenspiegeleien manche Stunde vertrieben hat. Ein Verwandter vielleicht; das wird sich ja hernach finden. — Auf Wiedersehen, Onkel Ernst!"

Springmann wandte sich zurück zu seiner Arbeit. Aber bei der Sache war er nicht; nacheinander sprangen ihm drei Probiergläschen in der Spiritusflamme. Mit sich selbst unzufrieden schob er den Apparat bei Seite und spazierte durch die Fabrik. In dem Betriebe haperte es allenthalben in Folge der Zerstörung des einen Dampfkessels. Dagegen war nun nichts zu machen; aber ärgerlich war's doch, da voraussichtlich einige Lieferungen nicht zur festgesetzten Zeit beschafft werden konnten, was während des

Bestehens der Fabrik noch nicht vorgekommen war. Springmann trieb hier, trieb dort; aber dabei wußte er recht gut, daß er durch Schelten und Poltern keinen Dampf für die Trockenräume erzeugen konnte. Verdrießlich kehrte er in sein Laboratorium zurück, der Einbuße an Tantieme gedenkend, die er zu erleiden haben würde. Und auch der Gedanke an die Braut erheiterte ihn nicht. Es war seltsam genug: seit er die Entscheidung erzwungen hatte und Lisas Jawort besaß, war die Siedehitze seiner Empfindungen verflogen. Mit einem geheimen Bangen dachte er daran, was ihm in kurzer Zeit bevorstand. Die magische Brille, von der Melissa erzählt hatte, kam ihm in den Sinn. Wie, wenn er nun mit einer Brille auf der Nase in die Ehe ginge und sähe am Morgen nach der Hochzeit durch Fensterglas, daß die angebetete Huldgestalt zu einer seelenlosen hübschen Puppe zusammenschrumpfte? Wie dann?

Kalt überlief es ihn. Aber der übernommenen Verpflichtung sich zu entziehen, daran dachte er doch keinen Augenblick. Als die Zeit gekommen war, nahm er einen Wagen, fuhr bei einem Gärtner vor und erstand einen kostbaren Blumenstrauß und dann dirigirte er sein Gefährt zum Hause von Frau Dosky, um die kleine Witwe in das Reich einzuholen, worin sie die Herrschaft führen sollte.

VII.

Melissa war nicht im Salon anwesend, als Springmann mit der um eine Kleinigkeit zu sehr geputzten Lisa dort eintrat.

Gleich vermißte er sie und fragte nach ihr.

„Ach, Papa, was für ein Mädchen!“ brach Emmy enthusiastisch aus. „Ich glaube, sie hat nicht ihresgleichen auf Erden! — Denke dir: sie hat sich ausgebeten, heute Abend Hausfrau spielen zu dürfen; sie sei ja am entbehrlichsten, meinte sie. Und abschlagen kann man ihr nun

einmal nichts. Wie sie sich zurechtgefunden hat, Papa — es ist wirklich erstaunlich. Es ist, als ob sie schon monatelang das Commando hier geführt hätte. Alles geht wie am Schnürchen und die Mädchen entwickeln einen Eifer, daß sie kaum wiederzuerkennen sind. Solch ein Vorbild hat mir immer gefehlt, Papa!"

Springmann nickte beifällig. — „Es ist wahr: Melissa zeigt ein anerkennenswerthes Bestreben, sich da nützlich zu erweisen, wo man sie gastlich aufgenommen hat. Unter diesen Umständen werde ich sie natürlich gerne eine Zeitlang behalten."

„Ihre Nichte ist wohl bisher in Stellung gewesen?" fragte Lisa arglos.

„Aber Frau Dosky, wo denken Sie hin?" fuhr Emmy auf. „Melissa ist eine durchaus feine Dame und vergibt sich nichts, was sie auch thun mag."

„Nun ja, ich will es Ihnen gerne glauben, Fräulein Emmy," erwiderte Lisa gezwungen lächelnd. Und sie wandte sich zu Springmann: „Wie leicht die Jugend schwärmt!"

Als der Director sie zum Sofa führte, raunte Adolf seiner Schwester zu: „Diese impertinente Person! ich möchte sie knuffen! — Wenn sie nur artig gegen Melissa ist, sonst stehe ich für nichts!"

Und Emmy warf einen bösen Blick nach dem Sofa. Beide Geschwister wären für ihre amerikanische Cousine durchs Feuer gegangen.

Nach kurzer Zeit trat Melissa ein. Ihr Kleid hatte sie mit einem andern von hellbrauner Seide vertauscht, das ihre schlanke Figur sehr vortheilhaft hervorhob. Aber auch jetzt trug sie als Schmuck nur die Brosche mit dem geschnittenen Stein.

Frau Lisa Dosky, im Vorgefühl ihrer künftigen Stellung im Hause, war unbedachtsam genug, gegen Melissa, die arme, die zugereiste Verwandte, einen patronisirenden Ton anzuschlagen. Sie that einige naheliegende Fragen:

ob sie eine angenehme Ueberfahrt gehabt hätte? ob sie seekrank gewesen sei? wie es ihr in Deutschland gefalle? doch widmete sie Melissas ruhigen, sachlichen Antworten keine sonderliche Aufmerksamkeit. Es war, als ob sie diese Unterhaltung nur aus Artigkeit gegen den Hausherrn führte.

Melissa fühlte die Mißachtung, die ihr widerfuhr, recht gut; aber es war nicht ihre Art, sich über dergleichen zu echauffiren. Keinen Augenblick verlor sie die gute Laune, die Ueberlegenheit des Geistes, durch die sie sich in allen Lebenslagen siegreich zu behaupten verstand. Sie beobachtete mit lächelnder Verwunderung diese anmaßende Freundin ihres Onkels Ernst und richtete auch auf diesen von Zeit zu Zeit ihre klugen Augen. Und es dauerte nicht lange, da glaubte sie Onkel Ernsts Geheimniß errathen zu haben, jenes Geheimniß, das nicht lange mehr verborgen bleiben sollte. Fürwahr: sie war zu einer kritischen Periode in dieses Haus gerathen!

Nach dem Thee forderte Springmann Lisa auf, einige von den Liedchen zu singen, die sie so reizend vorzutragen verstehe. Aber o Jammer! Frau Dosky hatte unterlassen, ihre Noten mitzubringen. Sie war sichtlich unglücklich darüber, so daß Melissa sich gutmüthig ihrer erbarmte. Wenn die Sachen nicht gar zu unbekannt seien, meinte sie, und wenn Frau Dosky Text und Melodie auswendig wisse, dann werde sie vielleicht mit der Begleitung aushelfen können. Nun waren die Lieder, welche die Sängerin nannte, längst abgesungene kleine Sentimentalitäten, die sich auch schon jenseits des Oceans in die Köpfchen der Dilettantinnen eingeschmeichelt hatten, so daß es für Melissa mit ihrem vorzüglichen Gedächtnisse gerade keine schwierige Aufgabe war, ihr Versprechen zu erfüllen. Doch ergab sich bei dieser Gelegenheit ganz beiläufig, daß Melissa eine ausgezeichnete Clavierspielerin war. Denn Adolf, der nicht allein Sinn für Musik hatte, sondern auch einiges Urtheil über den Werth einer musikalischen Leistung besaß, drang schon nach

Frau Dosky's zweitem Liede mit jugendlichem Ungestüm auf die bescheidene Begleiterin ein, sie möge sich selbständig hören lassen, und Emmy secundirte ihm — beide, ohne vorher der Sängerin, die recht niedlich gezwitschert hatte, den üblichen Dank abzustatten. Gekränkt zog sich Frau Dosky zurück, und als Melissa, die unhöflichen Supplicanten abwehrend, sie aufforderte, ihren Platz am Pianino wieder einzunehmen, behauptete sie, nicht bei Stimme zu sein. — „Aber so spielen Sie doch, Fräulein," setzte sie spitz hinzu. „Machen Sie den Kindern doch die Freude!"

Ohne ein Wort der Erwiderung begann Melissa einen Walzer von Chopin, den sie wahrhaft künstlerisch durchführte, soweit dies auf dem alten Instrumente, das einst die selige Frau Springmann mit in die Ehe gebracht hatte, möglich war.

„Sie spielen recht fertig, Fräulein," lobte Frau Dosky. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich Clavierunterricht ertheilen; es ist das ein ganz gentiles Gewerbe."

„Ich danke für den guten Rath," erwiderte Melissa belustigt. „Wer weiß, was ich noch thue!"

Dann wandte sie sich wieder den Tasten zu und zwang das Pianino, ihr in dem Wirbel einer Liszt'schen Rhapsodie dienstbar zu sein.

Springmann war von der Aufführung seiner geliebten Lisa nicht sonderlich erbaut. Er als Oheim durfte sich erlauben, Melissa als eine arme Anverwandte zu behandeln. War er sich doch gleichzeitig bewußt, daß er es gut mit ihr meinte! Anders aber lag es doch mit Frau Dosky; sie hatte in dem Mädchen, das sich überdies untadelhaft gegen sie benahm, seine Nichte und den Gast seines Hauses zu respectiren!

Freilich ahnte Springmann nicht, daß er selbst die ungnädige Laune Lisa's veranlaßt hatte. Sie hatte erwartet, sofort als seine Braut von ihm eingeführt zu werden; er aber war nicht so eilig wie sie und versparte sich die Verkündigung seiner Verlobung auf die Mahlzeit, wo sie mit

der diesem Acte gebührenden Feierlichkeit bei schäumendem Champagner von Statten gehen sollte.

Item: Die beiden Verlobten saßen verstimmt nebeneinander, während Melissa ungarische Weisen erklingen ließ, bald tief traurig, bald ausgelassen aufjubelnd. Die einzigen Unbefangenen waren Emmy und Adolf, die, von einem drückenden Alp befreit und der gewandten Cousine herzlich dankbar dafür, nun die ihnen gebotene Unterhaltung mit frischer Lust genossen.

Sie waren es auch, die in die kleine, von dem Geiste der Langeweile angehauchte Gesellschaft einen anregenden Gesprächsstoff warfen. Der Primaner, jetzt von unbegrenztem Vertrauen in Melissas Talente erfüllt, erbat sich von ihr eine Declamation in englischer Sprache, und sie war so liebenswürdig, ihm zu willfahren. Sie wählte, um verstanden zu werden, den Monolog des Hamlet. Sogar Onkel Ernst applaudirte. „Ich hätte nicht gedacht, daß Eure barbarische Sprache so gut klingen kann," sagte er.

„Danke schön für das Compliment," erwiderte Melissa munter. „Doch unsere Sprache — nimm' mir's nicht übel — verdient das verächtliche Prädicat nicht, das du ihr beigelegt hast. Bedenke doch: eine Sprache, worin Shakespeare und Byron gedichtet haben, von Anderen, die Euch weniger bekannt sind, ganz zu schweigen! — Es gibt keinen Gedanken, der sich nicht in unserer Sprache klar und knapp ausdrücken ließe; es gibt keine dichterische Form, der sich unsere Sprache nicht fügte. Dabei ist sie nicht weichlich, sondern hat immer etwas Mannhaftes. Es ist der stolze Tritt einer Nation darin, die eine dominirende Stellung einnimmt."

Es erhob sich lebhafter Widerspruch gegen diese Behauptungen. Springmann, Vater und Sohn, fühlten durch das Lob der fremden Zunge die eigene herabgesetzt, und hielten es für eine patriotische Pflicht, die englische Sprache, trotz ihrer unvollkommenen Kenntniß derselben, nach Kräften

herabzusetzen. Auch die belesene Emmy betheiligte sich an der Debatte, und das Wortgefecht, hierhin und dorthin abschweifend, wogte lustig dahin. Nur Frau Dosky beobachtete ein verlegenes Stillschweigen; die Materie lag ihr gänzlich fern, und blamiren wollte sie sich doch nicht, obgleich sie sich darüber ärgerte, daß sie, die eigentlich die Hauptperson sein sollte, durch die „amerikanische Bettelprinzessin“ gänzlich in den Hintergrund geschoben wurde.

Die Liebe, als ein instinctiver Trieb aus dem tiefsten Innern, stößt sich wahrlich nicht an Kleinigkeiten. Auch der verliebte kluge Mann verlangt durchaus nicht von der Frau seiner Wahl, daß sie auf dem Niveau seiner Bildung stehe. Aber den Anspruch erhebt er doch, daß sie über diejenigen Dinge, die in seinem Kreise zur Erörterung kommen, im Allgemeinen orientirt sei. Namentlich der reifere Mann, der in der Frau die Repräsentantin seines Hauses und seiner gesellschaftlichen Stellung erblickt, wird dies verlangen und verlangen müssen.

Als Melissa, in ihrer Rolle als Stellvertreterin der Hausfrau, das Zimmer verlassen hatte, um im Speisesaal und in der Küche zu revidiren, und, wenn nöthig, die letzte Hand anzulegen, wandte Frau Dosky sich mit schlecht unterdrücktem Gähnen an Springmann: „Mein lieber Herr Director, was haben Sie sich da für ein überbildetes, anmaßendes Geschöpf importirt! — Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, ihr absurdes Geschwätz zu widerlegen!“

Springmann saß einige Secunden starr über die unglaubliche Taktlosigkeit dieser Anrede. Diese zu rügen, verbot ihm freilich die allergewöhnlichste Höflichkeit; aber darüber durfte er seine Braut doch nicht im Zweifel lassen, daß ihre Ansicht über Melissa nicht die seinige sei. Er bemühte sich, zu lächeln und erwiderte: „Unser Geschmack ist zu meinem Bedauern nicht derselbe, was meine Nichte betrifft. Es mag ja etwas Familienvorurtheil zu ihren Gunsten

dabei sein: ich halte sie aber für ein ungewöhnlich gut unterrichtetes, talentvolles und weltkluges Frauenzimmer."

Adolf rieb sich vor Vergnügen die Hände und Emmy wurde für Frau Dosky roth. Diese aber nahm Springmann's Antwort leicht; sie zuckte die Achseln und sagte, mit einem schalkhaften Blick aus den hübschen Augen: „Ich dachte, Herr Director, wir harmonirten in allen Stücken," worauf der Herr Director artig genug war, ihr die Hand zu küssen und ihr zu versichern, daß eine Ausnahme keine sei.

Man ging in leidlicher Stimmung zu Tisch. Springmann warf einen prüfenden Blick auf die Tafel: es fehlte nichts, während unter Emmys Regiment gewöhnlich die Ausstattung mangelhaft und unordentlich war. Auch die Bedienung ging weit besser von statten als sonst; Hulda schien eine Privatlection von dieser Allerweltsnichte erhalten zu haben, diesem Universaltalent ... Springmann, der ein wenig Gourmand war, fing an, zu den Speisen Vertrauen zu fassen, die heute Abend auf seinem Tische erscheinen sollten. Bouillon mit Pastetchen — er kostete und nickte Melissa anerkennend zu. Salmi von Rebhuhn — er war entzückt und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „So gut habe ich bei mir in langen Jahren nicht gegessen."

Emmy seufzte: „Ach Papa, mir hat nur ein Vorbild gefehlt. Jetzt hab' ich's; du sollst einmal sehen, wie rasch ich lernen werde."

Und Adolf, vorlaut nach Art der Jugend, schwang sein Weinglas und rief: „Melissa soll leben! Dreimal hoch!"

Dieser Toast stand zwar nicht in Springmann's Programm, jedoch stimmte er bereitwillig ein. Und als Adolf beim Anstoßen mit Melissa begeistert sagte: „Du bist ein ideales Frauenzimmer, Cousinchen!" Da fiel er lachend ein: „Unrecht hat der Junge wahrhaftig nicht. Seit heute Mittag falle ich aus einem Erstaunen ins andere. Ein Blitzmädel bist du, Melissa — ich bin stolz auf dich!"

Melissa verneigte sich und sprach mit einem schelmischen Lächeln: „Gesteht es nur, daß Ihr euch von dem fremden Vogel, der Euch nolens volens ins Nest geflogen kam, keine sonderlich günstige Vorstellung gemacht habt. Es ist mir eine große Freude, daß ich so rasch Bürgerrecht bei Euch gewonnen habe. Das Band zwischen uns ist geknüpft; möge es nie zerreißen! — Onkel Ernst, ich trinke auf Dein Wohl!"

Die arme Lisa! Wie eine Ueberflüssige saß sie inmitten dieses Familienjubels, gezwungen, eine ihr unsympathische Person mit anzufeiern, sie, die geladen war, die Gefeierte an diesem Abende zu sein. Wie konnte Springmann, dieser rücksichtsvolle Springmann, sie in diese unwürdige Lage versetzen? Und wie lange wollte er noch warten, bis er sein Versprechen einlöste, sie seinen Kindern als ihre künftige Mutter vorzustellen?

Er schien es rein vergessen zu haben. Dies hatte er nun freilich nicht; wohl aber lag es ihm schwer auf der Seele. Er konnte sich nicht helfen: immer wieder mußte er Lisa mit Melissa vergleichen. Und dabei wurde es ihm nur zu klar, daß Frau Lisa Dosky niemals Bürgerrecht in seinem Hause gewinnen würde, wie es die Andere sich in nicht mehr als einem halben Tage zu erwerben verstanden. Vorhin in der Fabrik hatte Melissa geäußert, Emmy müsse ihren Fant von Schauspieler in ihren eigenen Verhältnissen sehen, dann erst werde sie ein richtiges Urtheil über ihn gewinnen. Nur zu gut paßte dieses Wort auch auf ihn und Frau Dosky. Die Brille von Fensterglas hatte ihre Schuldigkeit gethan. Doch was half alle nachträgliche Erkenntniß? Das reizende, aber taktlose und oberflächliche Geschöpf, das an seiner Seite saß, hatte einmal sein Wort und endlich mußte er, wohl oder übel, nach der Flasche Champagner langen, die im Kübel neben ihm stand und zum ernsten Werke des Abends schreiten.

Während er mit dem Korke beschäftigt war und die vorbereitete kleine Anrede nochmals recapitulirte, richtete

Melissa die Frage an Frau Dosky, ob Verwandte ihres verstorbenen Mannes in den Vereinigten Staaten ansässig seien?

Davon wisse sie nichts, entgegnete die Witwe, unruhig werdend.

„Ein Herr dieses Namens war während der Ueberfahrt von Newyork nach Bremen mein Reisegefährte,“ erzählte Melissa arglos. „Er war, wenn ich recht verstanden habe, Zahnarzt in Brooklyn und ging nach Deutschland, um seine Frau zu holen. Ein possirlicher Mensch war dieser Herr mit seinem Modejournalgesicht, — halb Komiker, halb Geck. Ohne Scheu erzählte er der ganzen Reisegesellschaft, daß er seine furchtbar eifersüchtige Frau vor fünf Jahren habe in Deutschland sitzen lassen und ihr seitdem auch keine Nachricht von sich gegeben. Neuerdings aber sei er von seinem Gewissen geplagt worden, und nun unterwegs, um die alten Bande der Liebe neu zu knüpfen, wie er sich in seiner pathetischen Redeweise auszudrücken beliebte. Während wir Abends nach dem Thee noch beieinander saßen und Allotria trieben, hat er uns mehrmals das erste Wiedersehen mit seiner Frau dramatisch dargestellt, immer mit neuen Varationen. Gelacht haben wir viel über ihn, wenn wir auch selbstverständlich nicht billigten, daß er die Figur seines verlassenen, vielleicht sehr bedauernswerthen Weibes in seine Possen hineinzog. Man muß sich in dem doch immer engen Raume eines Schiffes mancherlei Käuze gefallen lassen und noch froh sein, wenn sie alle so harmlos sind, wie Herr Dosky im Ganzen war.“

In diesem Augenblick gelang es Springmann, der kaum zugehört hatte, den Pfropfen zum Steigen zu bringen, der gleich darauf mit einem Knall gegen die Decke fuhr. Schon hatte er begonnen, die Gläser zu füllen, als er, zufällig Frau Lisa anblickend, mit einem Male innehielt.

„Mein Gott, was ist Ihnen?“ fragte er bestürzt.

„Mir wird plötzlich so schlecht,“ stöhnte die leichenblasse Lisa. „Bitte, Fräulein Emmy, führen Sie mich in Ihre Kammer — es wird gleich vorüber sein — ich bitte vielmals um Entschuldigung.“

Am Arme Emmy's wankte sie ab, ein Bild des Jammers und des Elends.

Springmann war aufgesprungen und machte Miene, an ihre Seite zu eilen, mit einem: „Theuerste Lisa“ auf den Lippen; da fühlte er sich von Melissa festgehalten. Als er sie halb zornig, halb verwundert ansah, flüsterte sie warnend: „Keine Ueberstürzung, Onkel Ernst!“

Diese Worte, verbunden mit einem seltsam ernsten Ausdruck in Melissa's Zügen, bewogen Springmann, der noch immer die Flasche Champagner in der Hand hielt, sich wieder niederzusetzen.

„Nun möcht' ich aber doch wirklich wissen, mit welchen geheimen Mächten du im Bunde bist, Melissa!“ rief er kopfschüttelnd aus. „Erkläre mir, was hier vorgefallen ist; ich verstehe nichts, doch glaube ich, Mädchen, du hast mir einen großen Dienst geleistet.“

VIII.

Eben wollte Melissa dem gespannt wartenden Onkel die Vermuthung mittheilen, die sich ihr aufgedrängt hatte, als mit einem verlegenen Gesicht Hulda zögernd in das Zimmer trat.

„Nun? was ist?“ fragte Springmann ungeduldig.

„Es ist ein Herr da — ich habe ihn in den Salon geführt —“ begann Hulda stockend.

„Ist schon wieder ein Kessel explodirt?“ fuhr Springmann auf.

„Das glaube ich nicht.“

„Was denn sonst? — Wer nach zehn Uhr Abends noch etwas zu melden hat, bringt gewiß nichts Gutes.“

„Aber der Herr hat gar nicht nach dem Herrn Director gefragt,“ erwiderte Hulda.

„Nach wem denn sonst? — Machen Sie doch nicht so lange Umschweife, Hulda, sondern kommen Sie endlich zur Sache!“

„Der Herr hat erst nach Fräulein Springmann aus Cincinnati gefragt und dann nach Frau Dosky. Ich sagte ihm, die Herrschaften seien bei Tisch und würden nicht wünschen, gestört zu werden. Darauf erwiderte er, das sei dummes Zeug; ich möchte ihn nur melden, oder, besser noch, er wolle gleich mit mir hineingehen. Ich hatte meine Noth, ihn zurückzuhalten und zum Eintritt in den Salon zu bewegen. Dann endlich nannte er mir seinen Namen.“

Hulda zögerte; sie hatte die geheime Ahnung, daß sie durch Nennung des Namens einen Sturm entfesseln würde.

Da fiel Melissa ruhig ein: „Es ist der Zahnarzt Herr Dosky aus Brooklyn, im Begriff, die alten Bande der Liebe neu zu knüpfen.“ — Bei Citirung dieser Phrase konnte sie doch ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken. — „Führen Sie ihn zu uns, Hulda. — Du erlaubst wohl, Onkel Ernst.“

„Wer ist der Herr?“ fragte Springmann, einen schrecklichen Verdacht mit Gewalt zurückdrängend.

Melissa sah ihn bittend an. — „Lieber Onkel Ernst, es wäre schade, wenn du die Comödie, die sich gleich entwickeln wird, tragisch nähmest. Vergiß, daß du Partei bist; ärgere dich nicht, sondern lache. Es ist das Klügste, was du thun kannst.“

Jetzt war Springmann nicht mehr im Zweifel darüber, was ihm anschauen zu müssen unmittelbar bevorstand. — „Aber das ist ja ein ganz heilloser Betrug!“ rief er empört aus. „Da soll ja ein Donnerwetter —“

„Aber Onkel Ernst!“ unterbrach Melissa ihn tadelnd.

Er starrte einen Augenblick in sein Glas; dann warf er den Kopf zurück und sagte mit süßsaurer Miene: „Du hast Recht, Mädchen. Wie immer. Ich will dir folgen.“

Adolf verstand von alledem kein Wort. Mit offenem Munde ließ er seine Blicke zwischen seinem Vater und Melissa hin und her spazieren. Schließlich gab er das Rathen auf, ergriff sein Glas und trank es aus. Eben streckte er seine Hand nach der Flasche aus, um sich wieder einzuschenken, als Herr Willibald Dosky hereinschritt, unmittelbar diesseits der Thüre stehen blieb, sich verneigte wie ein Schauspieler, der herausgerufen worden ist, und dann auf Melissa zuging.

„Nimmermehr hätte ich gedacht, Miß Springmann, daß ich so bald die Freude haben würde, Sie wiederzusehen!“ rief er enthusiastisch aus. „Aber das Schicksal der Sterblichen ist unberechenbar. — Ihr Herr Onkel, nicht wahr? — darf ich bitten, mich vorzustellen? — Sehr angenehm, Herr Director, Ihre Bekanntschaft zu machen! — Ihr Herr Sohn; die Aehnlichkeit ist unverkennbar! — Aber was werden Sie von mir denken, Herr Director, daß ich Ihnen in so später Stunde ins Haus falle? — Machen Sie sich gütigst eine Vorstellung von den vulcanischen Gefühlen eines Mannes, der in fünf Jahren seine Frau nicht gesehen hat, nach langer Reise sie in eine andere Stadt verzogen findet, mit Schnellzugsflügeln hineilt und dann in ihrer Wohnung hören muß, sie sei aus — in Gesellschaft! — Das ist mein Los gewesen, Herr Director. Als ich indessen in dumpfer Verzweiflung die leeren Zimmer meiner Frau besichtigte, fiel von den Lippen unserer wackern Gesine Timm plötzlich das erlösende Wort Springmann. Da ward es Licht in meiner Seele. Ich erinnerte mich: dort weilte ja die Königin unserer Schiffsgesellschaft, die von mir unterthänig verehrte Miß Melissa Springmann; dort durfte ich anklopfen, wenn auch die Zeit der Nachttaxe für Droschken schon angebrochen war; dort würde man mich verstehen, mich entschuldigen. Während ich rasch einen kleinen Imbiß zu mir nahm, erzählte mir Gesine Timm, der Herr Director seien meiner Frau eine rechte Stütze gewesen in der Besorgung ihrer kleinen Geldgeschäfte. Herr Director, erlauben Sie mir,

daß ich Ihnen meinen tief empfundenen Dank abstatte! Wie glücklich ist die einsame Frau, die solch einen Freund findet!"

Und Willibald Dosky bemächtigte sich der rechten Hand dieses Freundes und schüttelte sie im Tempo einer überheizten Dampfmaschine.

„So nehmen Sie doch Platz, Herr Dosky!" stöhnte Springmann.

Dosky ließ sein Opfer los und blickte umher. „Ich sehe zwei leere Stühle an dieser festlich ausgestatteten Tafel," sagte er betroffen. „Sollte etwa mein Goldlischen schon ausgerückt sein?"

„Glücklicherweise nicht," erwiderte Melissa mit einem launigen Blick auf Springmann. „Sie wird gleich wieder erscheinen."

Und in der That: kaum hatte Dosky, einer abermaligen Einladung Springmann's folgend, sich niedergesetzt, als Lisa und Emmy in das Zimmer traten, erstere entschlossen, stehenden Fußes sich zu verabschieden, und morgen Springmann in möglichster Kürze anzuzeigen, daß aus der Verlobung nichts werden könne.

Die Götter hatten es anders beschlossen. Unter dem Einfluß der vulcanischen Gefühle, von denen er vorhin gesprochen, erhob sich Dosky, sobald er seines Goldlischens ansichtig wurde. Da sah sie ihn und mit einem Schrei fiel sie zurück in Emmy's Arme.

„Was habe ich Unseliger angerichtet!" jammerte Dosky und wollte zu der Ohnmächtigen hineilen.

Melissa jedoch intervenirte. „Nicht so ungestüm, Herr Dosky!" sagte sie in befehlshaberischem Tone. „Lassen Sie doch dem zarten Geschöpf ein paar Augenblicke Zeit, um sich von seiner freudigen Ueberraschung etwas zu erholen!"

Gehorsam blieb Dosky stehen, während Melissa mit leichten Schritten zu Lisa hintrat, sich über sie beugte, als ob sie die Tiefe ihrer Ohnmacht erforschen wollte, und ihr

zuflüsterte: „Mein Onkel wird nichts verrathen — niemals. Kommen Sie langsam zu sich!“

„Es geht ihr schon besser,“ wandte Melissa sich zurück zu Dosky.

Sie hatte Recht, wie immer. Nach einigen Secunden schlug Lisa die Augen auf, dann hob sie den Kopf empor, endlich stellte sie sich wieder fest auf die Füße.

„Mein Schnuckelchen, mein Mäuschen, mein Hühnchen!“ rief Dosky im süßesten Liebhabertone und breitete die Arme aus. „Dein Willi ist wieder da, dein Hoppelpoppel, dein Meerkäterchen, dein Zockelchen!“

Adolf, der zum erstenmale einige von den Zärtlichkeitsausdrücken hörte, in deren Erfindung junge Ehepaare unerschöpflich sind, und dem außerdem das ganze Gebahren des in die Gesellschaft hineingeschneiten Brooklyner Zahnarztes unendlich komisch vorkam, hielt sich nicht länger und brach in ein lautes, krampfhaftes Lachen aus. Emmy trat von hinten auf ihn zu und versetzte ihm einen unsanften Rippenstoß. — „Was fällt dir ein, du dummer Junge?“ raunte sie ihm zornig zu. Da kniff er die Daumen in die Hände und biß die Zähne zusammen.

Unterdessen hatte Lisa sehr rasch den einzig möglichen Curs gefunden, auf dem sie sich aus den Untiefen retten konnte, in die sie kecken Muthes hineingesegelt war. Sie warf sich in Dosky's Arme und barg ihr erglühendes Gesicht an seiner Brust.

„Du böser Mann!“ schmollte sie noch. Aber daß sie dem Ungetreuen verziehen hatte, war klar genug.

So nahm auch Dosky den Vorwurf auf. — „Laß es gut sein, Puttchen,“ erwiderte er mit Humor. „Wenn ich dich so ansehe, drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß du dir nichts hast abgehen lassen. Das brauchtest du ja auch nicht. Für das Grundstück, das ich dir zur Verfügung ließ, hast du einen Preis herausgeschlagen — ich nehme achtungsvoll den Hut vor dir ab, Liseken!“

„Das weißt du schon?

„Ich bin so frei. Ich suchte das Land und fand den Bahnhof darauf. Da merkte ich Lunte. — Aber auch ich habe mit Glück gearbeitet. Du wirst dich wundern, wenn du hinüberkommst. Atelier, Wartezimmer — ich sage dir: fürstlich." — Und mit den Lippen schnalzend, wiederholte er: „Wahrhaft fürstlich!" — Plötzlich wandte er sich an Melissa: „Bei Ihrer Rückkehr nach den Staaten müssen Sie uns die Ehre anthun, Miß Springmann — wirklich — es würde sehr liebenswürdig von Ihnen sein — Freilich: nach dem, was ich von Ihrer Einrichtung in Cincinnati gehört habe, wird Ihnen unser Heim sehr armselig vorkommen; aber auch eine Millionärin sieht ja nicht immer nur auf das Aeußere, sondern auch auf die warmen Herzen, die ihr entgegenschlagen!"

Bei dieser unerwarteten Aufklärung, die der deutschen Branche der Familie Springmann über die weltlichen Verhältnisse der amerikanischen zu Theil wurde, stutzten Vater und Kinder. Melissa eine Millionärin — sie, deren gute Dienste sie sich hatten gefallen lassen als diejenigen einer armen Anverwandten, die sich damit einen längeren Aufenthalt im Hause erkaufen wollte! Welch eine Ueberraschung!

Dem Herrn Director schlug das Gewissen. Gedrückt begann er: „Was ist das, Melissa? Davon hättest du uns doch —"

Lächelnd unterbrach ihn Melissa: „Geld und Gut ist keine richtige Basis der Werthschätzung, Onkel Ernst. Für mich wünsche ich sie nicht, und bedaure, daß mein Reisegenosse mir durch eine zufällige Indiscretion einen Nimbus verliehen hat, den ich verschmähe."

Sie wandte sich zu Dosky: „Was Ihre freundliche Einladung betrifft, so wird es mir seiner Zeit ein Vergnügen sein, derselben zu folgen. Wir wollen dann miteinander in Erinnerungen an den heutigen, mir und gewiß auch Ihnen unvergeßlichen Abend schwelgen. Ihre Dar-

stellungen des Wiedersehens zwischen Frau Dosky und Ihnen waren gewiß vorzüglich, mein werther Herr Reisegefährte, aber an dramatischem Interesse sind sie von der Wirklichkeit weit überboten worden."

Frau Lisa, die sich so unbehaglich fühlte, wie noch nie in ihrem Leben, erklärte mit gesenkten Augen, daß sie zu angegriffen sei, um noch länger verweilen zu können.

„Sehr begreiflich, meine liebe Frau Dosky," erwiderte Springmann mit Theilnahme, die indessen für Lisa's feines Ohr eine herbe Beimischung von Spott hatte. „Auch werden Sie und Ihr Herr Gemahl, den kennen zu lernen mir wirklich ein ganz besonderes Vergnügen bereitet hat, sich noch mancherlei zu erzählen haben, ehe Sie zur Ruhe kommen."

Nochmals stattete der ahnungslose Dosky in überschwänglichen Worten dem Herrn Director seinen Dank ab für die seiner Frau erwiesene Freundschaft; dann empfahl sich das wiedervereinigte Ehepaar.

Als draußen die Hausthüre ins Schloß fiel, malte Springmann mit einer bezeichnenden Geberde drei Kreuze in die Luft. — „Nun soll erst der eigentliche Spaß losgehen!" rief er dann aufgeräumt. „Hol' uns noch eine Flasche Champagner herauf, Adolf... Du kannst auch gleich zwei bringen... Und du, Emmy, nimm den Kühler und sieh, daß du noch etwas Eis auftreibst!"

Onkel und Nichte blieben zurück, sahen sich verständnißvoll an und intonirten dann ein fröhliches Lachduett.

„Dunkel ist mir die Sache doch noch," fand endlich der Onkel Worte. „Wie konnte sich diese kleine verteufelte Dosky einbilden, eine Heirat mit mir sei möglich, da doch ihr Mann noch lebte?"

Melissa lächelte schalkhaft. — „Wenn du einmal A gesagt hattest, lieber Onkel, dann würde dir das B gar nicht so schwer geworden sein."

„Das heißt?"

„Verstehst du denn nicht? — Nach der Verlobung, bei steigender Innigkeit des Verhältnisses, würde in irgend einem günstigen Augenblick aus der Witwe eine verlassene Frau geworden sein. Der Unterschied ist gar nicht einmal besonders groß. Wärest du — Hand aufs Herz — darum zurückgetreten? — Dosky hatte fünf Jahre lang nichts von sich hören lassen; eine Scheidung konnte also leicht bewirkt werden."

„Hm," meinte Springmann, „das läßt sich hören. Ich glaube selbst, daß ich in die Falle gegangen sein würde."

Er rieb sich etwas beschämt die Stirne.

„Die Kinder!" besann er sich plötzlich. „Sollten sie etwas gemerkt haben? — Das wäre mir natürlich höchst fatal."

Melissa beruhigte ihn. — „Junge Leute sind viel argloser, als die alten zu denken pflegen. Sie sehen wohl, was geschieht, aber nicht tiefer. Namentlich ihre nächste Umgebung bleibt ihnen meist ein Buch mit sieben Siegeln."

„Und Du?" fragte der Onkel.

„Ich bin eben eine Ausnahme. Mein Vater hat mich gelehrt, zu beobachten und zu deuten. Er kannte das Leben; es lag ihm sehr an, seine einzige Tochter zu einer Hellsehenden zu machen. Zuweilen denk' ich, er möchte des Guten etwas zu viel gethan haben; in seiner Weltanschauung war ein leichter Schimmer von Menschenverachtung, der einem Frauenzimmer schlecht ansteht. Ich habe mich auch glücklich davon freigehalten, mein' ich; Gott sei Dank ist mir das Herz so groß gewachsen, daß die Liebe zu meinen Mitgeschöpfen immer dominirt, trotz ihrer Schwächen, ihrer Thorheiten und Schlimmerem."

Die beiden Flaschen Champagner, die Adolf brachte, wurden an diesem Abende noch geleert.

Als die Familie sich nach Mitternacht trennte, sagte Adolf: „Du, Emmy, so vergnügt sind wir noch nie zu-

sammen gewesen. Der Alte ist auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden. —"

„Schäme dich!" unterbrach ihn Emmy. „Du hast schon wieder einen Spitz!"

„Aber diesmal keinen gepumpten!" lachte Adolf.

* *
*

Mit Entrüstung vernahm Fräulein Paula Wichelhoff von dem Betruge, den Frau Dosky verübt hatte. Daß Lisa, um die allgemeine Neugier nicht herauszufordern, in der fremden Stadt unter der Witwenflagge eingesegelt war, — nun, das hatte sie ihr ja gnädig hingehen lassen; daß sie aber ihr, der eng befreundeten Tante, die Geschichte von der Scheidung aufgebunden, das war unverzeihlich. Fräulein Wichelhoff weigerte sich, den Neffen aus Brooklyn zu sehen, der gleichfalls ein sauberes Subject sein müsse, wie sie verächtlich meinte. Lisa hatte ihre liebe Noth, ihrem Hoppelpoppel plausibel zu machen, daß Tante Wichelhoff eine verrückte alte Jungfer sei, die ohne jeglichen Grund zwischen Zuneigung und Abneigung hin und her schwanke.

Nach vierzehn Tagen reiste das Paar ab, mitten in den Wonnen einer zweiten Serie von Honigmonaten.

Melissa verweilte ein volles Vierteljahr bei ihren deutschen Verwandten. Als sie endlich ihre Heimat wieder aufsuchte, war aus Emmy ein tüchtiges, praktisches Mädchen geworden, nicht frei zwar von gelegentlichen Verirrungen der Phantasie in müßigen Stunden, aber stets besonnen und weiblich im Handeln und ihrem Vater eine liebe Gesellschafterin. An ihre Liebe zu Reinhard Döbler denkt sie nur noch mit tiefer Beschämung zurück; der junge Mann hat es vorgezogen, den Besuch im Hause des Directors Springmann, zu dem Melissa ihn aufgefordert hatte, nicht zu machen.

Adolf bestand das Examen mit dem Prädicat genügend. Unter dem Spotte Melissa's hatte seine Liebhaberei

für eine stutzerhafte Ausschmückung seiner Person sehr nachgelassen, und seine Theorie von dem Rechte der Jugend auf uneingeschränkten Lebensgenuß hatte gesunderen Anschauungen Platz gemacht. Er ging zur Universität ab mit dem Vorsatze, sich zu keinerlei studentischen Thorheiten verleiten zu lassen, sondern, wenn auch ohne Pedanterie und philisterhafte Aengstlichkeit, seinen Studien gewissenhaft obzuliegen.

Melissa hat den ihr ebenbürtigen Mann noch nicht gefunden, wahrscheinlich auch nicht gesucht; sie hat auch unverheiratet Gelegenheit genug, durch Rath und That Gutes zu stiften und läßt sich so leicht keine derselben entgehen.



Die Serben im Banat.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Die Serben, die in Ungarn Raizen, volksthümlich „Raczen“ genannt werden, zählen über eine Million in Ungarn und sie sind ein wichtiger Bestandtheil der Bevölkerung im Banat. Die Serben als Nation im weitesten Sinne sind im südöstlichen Europa in einer Stärke von 6.500,000 Seelen seßhaft. Sie bilden die Hauptbevölkerung im Königreich Serbien, in Bosnien, in der Herzegowina und in Montenegro. Aber auch die Kroaten, die Dalmatiner und die in Ungarn wohnenden „Raczen“ werden zum Stamm der Serben gezählt. Ihre Sprachen unterscheiden sich von einander kaum so, wie etwa die deutschen Mundarten. Ihren religiösen Bekenntnissen nach zerfallen sie in

griechisch-orientalische und in katholische Serben. Das trennt die einzelnen Stämme weit mehr als die Sprache, denn der Serbe ist ein tief religiöses Gemüth, ein zur Mystik neigendes Wesen. Der Aberglaube spielt denn auch die größte Rolle im serbischen Volksleben. Wo die religiöse Veranlagung so stark ist, wie beim Serben, treten ja immer als Begleiterscheinungen die Ausartungen des religiösen Lebens auf. Erst in neuester Zeit ist der nationale Gedanke auch bei diesen slavischen Volksstämmen groß geworden; er überbrückte die religiösen Verschiedenheiten und rückte das Gefühl der Zusammengehörigkeit Aller an die erste Stelle. Die Volkstrümmer des einstigen großserbischen Reiches haben sich durch viele Jahrhunderte getrennt entwickelt; gemeinsam war ihnen nur der Druck der Türkenherrschaft. Jetzt rücken sie sich wieder näher. Und gerade für Oesterreich-Ungarn wird diese Entwicklung, die durch eine maßlose panslavistische, oder vielmehr großserbische Agitation genährt wird, noch einmal von großer Bedeutung werden, denn zwei Drittel des ganzen serbischen Volksstammes stehen heute unter österreichisch-ungarischer Herrschaft. Die Serben des Königreiches zählen nur 1,800.000, der montenegrinische Staat zählt nur 250000 Seelen; in Bosnien und der Herzegowina aber leben 1,300,000, in Kroatien, Dalmatien und Ungarn 3,150 000 Serbien. Und der Herd der Agitation, der Punkt, welcher seine Anziehungskraft auf das Gesammtvolk ausübt, liegt nicht im Bannkreise der österreichisch-ungarischen Herrschaft, er liegt in Serbien und Montenegro. Die Frage, ob dieses, in zwei verschiedenen ehrgeizigen Staaten lebende eine Drittel des Volkes schließlich die zwei anderen Drittel zu „befreien“ und an sich zu reißen im Stande sein wird, sie kann uns hier nicht beschäftigen. Die Balkanhalbinsel birgt noch viel Zündstoff, und die Möglichkeit neuer Staatenbildungen ist nirgends in Europa so groß wie dort. Das serbische Volkselement, das seit dem 9. Jahrhundert den

Balkan beherrscht, kommt aber bei künftigen Umwälzungen sicherlich in erster Linie in Betracht.

Die „Raczen“ im Banat stammen von jenen Serben ab, welche nach dem unglücklichen Türkenkrieg im Jahre 1690 auf ungarischen Boden flüchteten. Sie brachten ihren Namen aus dem serbischen Binnenlande mit, aus dem heutigen Sandschak Novibazar, das altserbisch Rasi, mittellateinisch Rascia hieß. Davon ist der magyarische Name Racz abzuleiten, der im Munde der Deutsch-Ungarn zum Raczen geworden ist. Jene Serben siedelten sich als geduldete Flüchtlinge im Bereiche der ungarischen Krone an, aber sie blieben kirchlich und politisch geschieden von der übrigen Bevölkerung. Niemand nahm Anstoß an ihrem griechisch-orientalischen Ritus, aber derselbe kennzeichnete sie als Fremdlinge. Nach einem neuerlichen unglücklichen Türkenkrieg, im Jahre 1739, erhielten diese Serben sehr bedeutende Verstärkungen aus ihrer Heimat und sie gliederten sich allmälig so dicht aneinander, daß sie durch ihre Ausnahmsstellung bald einen Staat im Staate bildeten. Um dem ein Ende zu machen, wurden sie, nachdem ein volles Jahrhundert seit den Anfängen ihrer Einwanderung verstrichen war, im Jahr 1791 den anderen Unterthanen gleichgestellt und dem Staatsverbande eingeordnet. Die Raczen zählten im Banat im Jahre 1768, als eine Vertheilung der Ländereien vorgenommen wurde, schon 78,780 Seelen und sie hatten sich bis 1791 noch sehr bedeutend vermehrt. Sie beherrschten sogar einige kleinere Städte wie Werschetz und waren auch in Temesvar, der Hauptstadt des Landes, zu solcher Zahl gediehen, daß sie den Deutschen fast gleich standen. Temesvar wurde im Jahre 1782 zur königlichen Freistadt erhoben und die neue Stadtordnung bahnte die Gleichstellung der Serben bereits an, die bis dahin eine eigene Gemeinde bildeten. Vor 1782 gab es in Temesvar zwei Gemeindeämter, ein deutsches und ein serbisches; am Tage der Erhebung zur königlichen Freistadt aber wurden

beide Aemter vereinigt und die Serben erhielten ihre Gleichstellung unter einer Bedingung, auf die sie mit Freuden eingingen. Es ward nämlich festgesetzt, daß, ohne Rücksicht auf die künftige Gestaltung des numerischen Verhältnisses der Bewohner, stets 30 deutsche, aber nur 25 serbische Stadträthe zu wählen seien. Die Mehrheit sollte den deutschen Culturträgern des Landes unter allen Umständen gewahrt bleiben. Die Verhandlungen wurden ausschließlich deutsch geführt, und dieses Verhältniß der beiden Nationalitäten zu einander währte fast ein Jahrhundert, denn das magyarische Element gelangte erst nach 1867 zu Einfluß in Temesvar, magyarisch gesprochen und verhandelt wird in der Temesvarer Gemeindestube erst seit beiläufig fünfzehn Jahren. Für die Stellung der Deutschen und der Serben im Banat ist die Gestaltung des Hauptplatzes in Temesvar kennzeichnend. Auf demselben stehen sich zwei mächtige Kirchen gegenüber, eine breit und wuchtig hingelagerte, ohne besonderes Stylgefühl erbaute „Domkirche“ der Deutschen, und eine in zwei schlanken Thürmen aufwärtsstrebende Kirche byzantischen Charakters, das Gotteshaus der Serben. Sie beherrschen zwei Fronten des Platzes; die dritte Front hat das Comitatsgebäude zum Mittelpunkt, die vierte das große Einkehrgasthaus „Zu den sieben Kurfürsten.“

Die Serben im Banat sind keine Ackerbauer wie die Deutschen, sie scheuen die schwere Arbeit; nur wenige von ihnen erzeugen Brot. Sie lieben die Viehzucht, den Weinbau, den Obstbau. Sie haben meilenweite Strecken mit Pflaumen- und Zwetschkenbäumen bepflanzt, sie erzeugen den besten „Syrmier Slibowitz“ und liefern gemeinsam mit ihren kroatischen Stammesgenossen für ganz Europa die „gedörrten“ türkischen Zwetschken, sowie das Material für jene schwere Mengen „Leckwaare“ (Pflaumenmus), die aus Ungarn ausgeführt werden. Wer über den Landmann hinausstrebt, wird Soldat oder Beamter. Die schneidigsten

österreichischen Officiere sind nicht selten serbischer Abstammung. Ihre Namen endigen auf ic, ics oder its. Zum Handwerker hat der Serbe wenig Neigung; nur einen Zweig dieses Standes lieben die Serben: den Barbier- und Friseurstand. Man findet viele Hundert, ja tausend „Rasirer“ in ganz Oesterreich, in der ganzen Welt, die geborne Serben aus dem Banat sind. Die Erscheinung ist so auffallend, daß sie hier erwähnt werden muß. Wer sich in Temesvar oder Arad, in Pest oder in Wien rasiren läßt, kann so ziemlich sicher sein, daß er in zehn Fällen neunmal unter das Messer eines Serben kommt.

Wichtig ist die serbische Intelligenz in den letzten drei Jahrzehnten in den Städten des Banats, der Bácska und ehemaligen Banater Militärgrenze geworden. In Temesvar und Neusatz, in Werschetz und Pancsova, in Semlin und Orsova, überall ist die serbische Intelligenz mächtig. Ein Gewinn für die serbischen Kreise ist ihre durchaus demokratische Gliederung, denn sie besitzen keinen Adel. Das verdanken die Serben den Türken, die das gesammte serbische Volk zur Rajah (Herde) erniedrigten, auch seine Vornehmen. Die städtischen Schulen weisen eine stattliche serbische Schülerzahl vom Lande auf, der Bildungsdrang ist groß im Volke. Und die Schüler sind zumeist sehr begabt.

Von den Sitten und Gebräuchen der Serben wäre viel zu sagen. Namentlich jene Serben, welche der griechisch-orientalischen Kirche angehören, haben ein sehr farbenreiches, in alten Sitten wurzelndes Volksleben; die katholischen Serben, die von den orthodoxen griechisch-orientalischen gar nicht als Brüder anerkannt und Schokatzen oder Bungevatzen genannt werden, haben im Laufe der Zeiten viele ihrer Sitten und Gebräuche eingebüßt. Als Knabe drängte ich mich oft mit meinen serbischen Schulgenossen in die griechisch-orientalische Kirche, ich betheiligte mich an Leichenbegängnissen und ging auch zur Osterzeit mit auf den Friedhof. Der Todtencultus der griechisch-orientalischen Serben

ist ganz besonders interessant. Die Todten feiern die Freuden des Osterfestes mit, die Zeit der Auferstehung Christi ist auch die der Glückseligkeit für alle Abgeschiedenen. Die Trauernden singen ihre Klagelieder auf den Gräbern und die Gläser klingen aneinander. Schnapsräusche, wie ich sie in meinen Kindertagen auf dem serbischen Friedhofe zu Temesvar erlebt, habe ich später nie wieder gesehen. Am Ostersonntag war ich immer am frühesten Morgen auf den Beinen, um das gar merkwürdige Schauspiel der serbischen Auferstehungs-Procession zu sehen. Wir wohnten auf dem Domplatz. Hier bewegte sich am Charsamstag um die sechste Abendstunde stets die prunkvolle katholische Procession der Auferstehung, an der ich in der Reihe der Schüler selbst theilnahm; am nächsten Morgen um 5 Uhr aber, also in der Dunkelheit, bewegte sich bei Fackelschein und Glockengeläute die Auferstehungs-Procession der griechisch-orientalischen Serben auf demselben Platze. Das düstere Bild dieses kirchlichen Aufzugs, das ich stets vom Fenster des zweiten Stockwerkes aus sah, hat sich mir dauernd eingeprägt.

Auch von den weltlichen Gebräuchen der Serben kenne ich viele aus eigener Anschauung. Am merkwürdigsten erschienen mir immer die Hochzeitsgebräuche der Serben. Ich habe dieselben nicht ganz so kennen gelernt, wie Friedrich Uhl sie in seinem ganz ausgezeichneten Buche „Aus dem Banate". Landschaften mit Staffagen von Friedrich Uhl. (Leipzig, J. J. Weber, 1848) schildert, denn Uhl scheint nur die an der Theiß wohnenden Serben studirt zu haben; aber in den wesentlichsten Zügen berühren sich wohl meine Beobachtungen mit den seinigen.

Der Serbe, der sich verheiraten will, geht nicht die Wege, die der Deutsche wandelt. Der letztere sucht sich ein Mädchen, das er lieb hat, er zeichnet es an Kirchtagen, in der Spinnreih und auf dem Tanzboden öffentlich, vor der ganzen Gemeinde aus, die jungen Leute lieben sich oft lange nnd

kämpfen nicht selten gegen Eltern und Verwandten für einander, bis die Herzensneigung zum Siege gelangt. Eine brutale Geldheirat gehört unter den Deutschen des Banats zu den größten Seltenheiten. Daher kommt es auch, daß die Deutschen fast niemals aus ihrem Geburtsort hinausheiraten. Anders der Serbe. Wenn die Eltern glauben, daß es Zeit sei, ihren Sohn zu verheiraten, dann statten sie ihn langsam aus mit allem, was die Sitte erfordert. Auch für reiche Geschenke, die der Bursche seiner künftigen Braut, ihrem Bruder, ihren Eltern und Verwandten zu überreichen hat, sorgen sie. Der Bursche selbst aber sorgt dafür, daß ein Paar Pferde gut aufgefüttert wird, denn mit mageren Hochzeitsgäulen würde ihn kein Mädchen nehmen. Wenn das Alles gethan ist, dann erkundigt man sich, wo in einem anderen Dorfe ein heiratsfähiges Mädchen zu finden ist. Die Muhmen des jungen Mannes wissen wohl Bescheid und eines Tages rüstet man den Wagen prächtig her, legt die besten Pölster des Hauses auf die Sitze, bedeckt die Pferde mit farbigen Tüchern und fährt auf die Brautschau. Schon die Abfahrt ist mit einem umständlichen Ceremoniel verbunden und es werden allerlei Lieder gesungen. Zum Schlusse wird die Hauskatze auf den Brautwerber geworfen und wenn sie sich an ihn anklammert, ist das ein gutes Zeichen. Dann wird er eine ebenso anhängliche Frau finden.

Der die Pferde lenkende Bräutigam, der seine Braut noch nicht kennt, trägt einen gelben Pelz, eine blaue Tuchhose, ein goldgesticktes Hemd, einen mit einem Strauß aus künstlichen Blumen und Bändern geschmückten Hut. In der Tasche hat er sechzehn (mindestens aber sechs) Dukaten, mit denen er sich die Braut zu kaufen gedenkt. Im Hause der Braut wird der junge Mann und seine oft stattliche Begleitung erwartet und nach den ersten Begrüßungen mit der Familie des Mädchens tritt dieses selbst in die Stube. Sie kommt mit einer Flasche und bietet der Gesellschaft den

Willkommstrunk. Den jungen Mann blickt sie nur scheu an und bald verläßt sie die Stube wieder; mit einem Blick, den sie auf der Thürschwelle zurückwirft nach dem Bräutigam, ermuntert sie diesen, ihr zu folgen. Sie gehen in ein anderes Gemach, oft auch in den Stall oder die Scheuer. Hier sprechen sie sich aus, hier besichtigen sie sich gegenseitig näher. Das Recht des Bräutigams, der ja auf der Brautschau ist, geht ziemlich weit. Gefällt ihm die Braut und er ihr, so kehren sie gemeinschaftlich in das Zimmer zu den versammelten beiderseitigen Verwandten zurück. Kehrt eines nicht dahin zurück, so hat es keinen Gefallen an dem Anderen gefunden und aus der Heirat wird nichts.

Gefallen sich die jungen Leute, so überreicht der Bräutigam jetzt sein Geschenk und die vermögensrechtlichen Unterhandlungen beginnen. Die Eltern der Braut sind oft unersättlich und nicht selten scheitert eine Ehe daran. Einigen sich die „Alten“, so wird der Tag festgesetzt für die „Hausschau,“ — denn die Eltern des Mädchens wollen wissen, wie und wem sie die Braut „verkaufen.“ Bei der Hausschau beginnen bereits die Lustbarkeiten, der Kaufpreis, den die Eltern leisten, wird herbeigebracht (100 baare Gulden, ein Seidenkleid, einige Dukaten mit Gehängen, goldene Ohrgehänge, Schuhe, ein Winterpelz, ein großes Tuch, ein Paar schöne Stiefel für den Bruder u. a. m.), und ein großes Gastmahl beschließt diesen Tag. Nun wird der Tag der Verlobung festgesetzt. Die letztere vollzieht sich im Elternhause der Braut und bei dieser ist bereits der Pope anwesend, der über die gesetzlichen Formen der Eheschließung zu wachen hat. Er stellt hier alle nöthigen Vorfragen und verlangt die Documente, denn schon in vierzehn Tagen muß Hochzeit sein. Auch dieser Tag schließt mit einem Gastmahl. Und nun wird der Tag festgesetzt, an welchem die Ueberreichung des Brautkranzes vorgenommen wird. Bei diesem vierten Festtag wird bereits der Dudelsackpfeifer mitgenommen und es sind schon zwei

bis drei Wagen nothwendig für die Gäste, die mit dem Kranz in das Haus der Braut kommen. Der Bräutigam selbst ist nicht unter ihnen. Schöne Lieder werden gesungen und die Jugendfreundinnen der Braut überreichen ihr den auf einem großen Kuchen liegenden Kranz, den der Beistand des Bräutigams gebracht. Nun kommt die Reihe, zu schenken, an die Braut, und sie bedenkt jeden der Anwesenden mit einer Gabe. Aber das ist wieder nur ein Anlaß, die Braut reichlich zu entschädigen für das Opfer ihrer Mädchenfreiheit, denn jeder muß das erhaltene Geschenk durch ein Geldgeschenk erwidern und sie erhält nicht selten eine sehr ansehnliche Summe. Und wieder wird reichlich gegessen und getrunken.

Das fünfte Glied in dieser Kette von Festlichkeiten ist endlich die Hochzeit selbst, deren Feier oft acht Tage dauert und nicht selten die Verschuldung, ja den Ruin einer Familie herbeiführt. Die Hochzeiten finden zwar gewöhnlich im Herbst statt, wenn die Ernte unter Dach und Fach und Geld im Hause ist, aber das reicht nicht hin, einen Aufwand zu bestreiten, wie die Sitte ihn fordert.

Das Ceremoniel der Hochzeit selbst ist ein überaus reiches, die Vorkehrungen zu derselben nehmen oft acht Tage in Anspruch. Die Gäste werden mit der sogenannten „Legio," das ist einer Tschutura (Feldflasche), die mit buntgestickten Tüchern und Blumen geschmückt ist, eingeladen. Der Bräutigam lädt sämmtliche Verwandten der Braut ein, der Vater des Bräutigams seine eigenen Verwandten, Nachbarn und Bekannten. Die Abgesandten des Bräutigams, die in entfernte Dörfer fahren, um in seinem Namen einzuladen, kommen nicht selten mit einem Wagen voll Geschenken heim. Am Vorabende des Hochzeitstages schon versammeln sich die Gäste und es werden unter Gesang und Tanz jene bunten Federn verfertigt, mit welchen die Pferde der Hochzeitswagen am nächsten Morgen zu schmücken sind. Dieser serbische Polterabend dauert gewöhnlich bis zum grauenden

Morgen. Vor Anbruch des Hochzeitstages bereitet die Schwiegermutter dem Bräutigam ein warmes Bad, seine eigene Mutter aber sorgt für allerlei Zauberei, für Gebrauchsgegenstände, die von irgend einer weisen Frau des Dorfes „besprochen“ wurden, und die ihr Sohn während der Trauung in der Stiefelröhre mit sich zu tragen hat. Der Beistand des Bräutigams, der eine der wichtigsten Personen bei der Hochzeit ist, kommt erst am Morgen. Man zieht ihm mit brennenden Wachskerzen entgegen, der Dudelsackpfeifer, dieser prosaische Nationalmusiker der Serben, spielt Eins auf und man geleitet den Beistand zur Frühstückstafel.

Wenn die Zeit herannaht, wo die Trauung stattfinden soll, wird nach der Braut gesucht. Man entdeckt, daß sie nicht da ist, und nun müssen Bruder und Beistände nach ihr fahnden. Sie erfahren bald, daß die Braut bei einer ihrer Freundinnen gekleidet und geschmückt wird und sie eilen dorthin, dieselbe abzuholen. All ihr Jugendfreundinnen sind um sie versammelt und sie singen unaufhörlich:

„Mög' in diese schönen Kleider
Glück versponnen sein;
Mög' so lang es sich erstrecken
Als die Fäden drein.“

Die Männer kommen, es entsteht ein neckisches Feilschen um die Braut und jetzt erhält auch jene Lieblingsfreundin, bei welcher die Braut angekleidet wurde, ihren Lohn in Geschenken. Dem Bruder wird sie endlich ausgefolgt und dieser führt sie dem Beistand zu. Im Elternhause der Braut angelangt, wiederholt sich ein fast ähnliches Spiel mit dem Bräutigam. Nach diesen heiteren Zwischenfällen folgt ein thränenreicher Abschied der Brautleute von Eltern, Geschwistern und Verwandten, wobei Eines das Andere um Verzeihung bittet, damit nichts Unreines aus dem alten Leben in das neue mit hinübergenommen wird. Wenn auch das geschehen ist, schlingt der Brautführer der Braut einen weißen Flor

um das Haupt, der rückwärts hinab wallt und in eine Schlinge endigt.

Die kirchliche Ceremonie bietet nichts Besonderes dar. Sie unterscheidet sich nicht von jenen, welche ich in dem Aufsatze über die „Walachen im Banat“ schilderte. Nach der kirchlichen Einsegnung kehrt man in das Elternhaus der Braut zurück, wo ein reiches Mittagsmahl der Gäste harrt. Bei diesem Mahle wird viel gesprochen, „geredet“ in unserem Sinne. Der Hochzeitshumor der Serben ergießt sich in diesen Reden in breiten Strömen über die Versammlung und er äußert sich namentlich darin, die Brautleute schlecht zu machen. Wendungen wie „die Julka soll zur Napoleonszeit noch ein ganz junges Mädchen gewesen sein; Schade, daß ihre ersten Kinder gestorben sind,“ 2c. sind etwas Gewöhnliches. Aber auch die anderen betheiligten Personen werden in diesen serbischen Toasten arg gehänselt. An das Essen reiht sich ein Tanz, der bis spät Nachmittags währt. Dann beginnen die Gesänge, welche den Abschied der Braut vom Vaterhaus einleiten. Dazu wird der „Kolo“ getanzt, der beim Serben die Bedeutung hat wie die „Hora“ beim Rumänen, der „Kör“ beim Magyaren. Friedrich Uhl theilt folgendes schönes Volkslied mit, das in dieser Stunde gesungen wird:

„Beug' dich, Ast vom blauen Flieder,
Schöne Julka scheidet bald;
Es scheidet von Vater und Mutter
Julka von feiner Gestalt.

Die Mutter ruft: „Meine Julka
Mein Mädchen, komm zurück;
Geb' dir ein feines Hemde,
Geb' dir manch' freundlichen Blick.“

„„O hättest du eher gerufen
Gegeben früher ein Hemd;
Nun muß ich dich verlassen,
Nun muß ich in die Fremd'

O hättest du eher gerufen!
Nun neben dem Beistand ich steh',
Nun ich meinem hohen Führer
In die großen Augen seh'!

O hättest du früher gerufen,
Eh' ich den Ring an der Hand,
Eh' man um das junge Haupt mir
Die schönen Blumen wand.""

Jetzt bricht Alles auf, das junge Paar heimzugeleiten. Die ganze Verwandtschaft und Nachbarschaft spannt ihre Pferde ein, um die große Gesellschaft in das Heimatsdorf des Brautpaares zu bringen, in das Vaterhaus desselben. Dort werden die Gäste nur kurz bewirthet, das neue Paar zieht sich zurück, verschließt sich. Der Beistand hat mittlerweile einen großen irdenen Topf bereitgehalten, den schleudert er jetzt gegen die Thür. Dabei ruft er aus: As puknie! (Er zerspringe!) und die Gesellschaft entfernt sich unter spottendem Gelächter. Nur der Dudelsackpfeifer bleibt auf seinem Posten und bläst vor den Fenstern des Paares alle Lieblingsweisen, die ihm geläufig sind.

Am nächsten Tage vereinigt wieder ein großes Mahl die Gäste, und bei diesem bedient die junge Frau dieselben. Und wieder wird getanzt, und wieder wird geschenkt und man führt einen Polstertanz von äußerst drastischer Wirkung auf. Die Federn müssen aus dem in Verwendung befindlichen Polster herausgetanzt werden, sie fliegen im Zimmer umher. Auch in den nächsten Tagen wird noch viel derber Scherz getrieben und die Gäste hängen an dem Hause, so lange sie einen Tropfen Schnaps und einen guten Bissen in demselben spüren. Durch Jahre langes Sparen nur kann die Wunde geheilt werden, die eine „große" serbische Hochzeit dem Wohlstand des Bräutigams geschlagen. Und es ist mit Genugthuung zu begrüßen, daß diese kostspieligen Hochzeitsbräuche in vielen Gegenden zu schwinden beginnen.

Die Serben wohnen am dichtesten im östlichen Theil Slavoniens, in Syrmien, in der südlichen Batschka, im

westlichen und südlichen Theil vom Torontaler und im südwestlichen Theile des Temeser Comitates. Die Banater Militärgrenze hatte, so lange sie bestand, ein deutsches, ein rumänisches und ein serbisches Regiment zu stellen. Die Dörfer der Serben unterscheiden sich äußerlich gar nicht von denen der Rumänen, ihre Bauart ist genau so vorsintfluthlich wie die der letzteren. Das Gerüst des Hauses bilden Holzbalken, die Wände sind aus Lehmziegeln, oder gar aus Weidengeflecht mit einem Lehmanwurf, das Dach aus Stroh. Der Rauch zieht durch eine Oeffnung im Dach, durch welche Regen und Schnee eindringen, ein Küchenherd, ein Dreifuß sind fast unbekannte Dinge. An einer Stange hängt ein Kessel über dem Feuer auf der Erde, darin kocht der Serbe sein Nationalgericht, wie der Walache das seine. Sein Haus hat kaum eine Thür und oft leben die Hausthiere friedlich mit ihm in demselben Raum. Indeß gibt es doch verschiedene Culturstufen unter den Serben, und der Besitzende, der Handel treibt mit selbstgebranntem Pflaumenschnaps und anderen Producten, der also mit städtischen Elementen in Berührung kommt, hat gewöhnlich ein besser eingerichtetes Heim. Es gibt sehr reiche serbische Dörfer.

Im Allgemeinen ist der Serbe stolz und rechthaberisch. Er fühlt sich als Abkömmling eines kriegerischen Volkes; seine Vaterlandsliebe und sein persönlicher Muth zeichnen ihn besonders aus. Groß ist auch sein Familiensinn. Die Geschwisterliebe ist ein Cultus beim Serben. Jedes Mädchen blickt auf zu ihrem Bruder wie zu einem Helden, und dieser verehrt die Schwester schwärmerisch; er ist ihr stärkster Schutz in der Welt, sie und ihre Reinheit sind sein höchster Stolz. Viele serbische Volkslieder geben beredtes Zeugniß von diesem Verhältniß. Friedrich Uhl, der vor vierzig Jahren zwei sehr verdienstvolle Bücher über das Banat schrieb, theilt in dem einen („An der Theiß." Stillleben von Friedrich Uhl. Leipzig, Brockhaus, 1851) eine ganze Anzahl serbischer Lieder mit, die er an Ort und Stelle dem

Volke abgelauscht, und welche diese meine Erfahrung bestätigen.

Der Banater Serbe ist um einen Kopf kürzer als sein Vetter aus den Schwarzen Bergen, der über eine wahre Heldengestalt gebietet, aber man findet auch hier kräftige Volkstypen. Der Serbe hat ausnahmslos schwarzes Haar, dunkle Augen; die Adlernase ist bei ihm nicht selten. Starke Backenknochen kennzeichnen das Gesicht und ein gewaltiger Schnurrbart. Die Frauen haben ziemlich regelmäßige Gesichter, man findet aber keine Schönheiten unter ihnen wie unter den Walachinnen. Dafür zeichnen sie sich durch Temperament und Pfiffigkeit vor diesen aus. Die Serben tragen in jenen Ländern, wo die türkische Herrschaft oder Oberhoheit bis vor wenigen Jahren noch erhalten war, das rothe Fes als Kopfbedeckung und sie kleiden sich, der rauhen Gebirgswelt gemäß, in schwere Woll- und Lodenstoffe; die Banater-Serben kennen das Fes nur in einigen Grenzgegenden; sie haben Pelzkappen und Hüte wie die Rumänen, auch tragen sie Leinengewänder. Der aus Serbien als Gast im Banat oft auftauchende „Serbianer" trägt einen breiten Ledergürtel, mit Messern und Pistolen dicht besetzt, der Banater Serbe, der in keinem Kriegszustand lebt, wie der Rajah in türkischen Ländern, trägt keine Waffen. Aber er liebt sie und hat sie wohlverwahrt im Hause. Weder die Oesterreicher, noch die Magyaren haben ihn von seiner Leidenschaft für das Waffenhandwerk heilen können. Im Revolutionsjahr 1848 waren die Banater Serben ganz plötzlich bis an die Zähne bewaffnet und die Kriegsfurie ergriff die Massen mit wildem Ungestüm. Die Magyaren und Deutschen gingen miteinander, und sie wußten, was sie wollten. Die Serben aber wußten das nicht und die Massen des Volkes plünderten und mordeten ohne Zweck. Die Stadt Weißkirchen vertheidigte sich monatelang gegen die raublustigen Serben und die Wildheit dieses Volkes setzte Deutsche und Magyaren in Schrecken. Die Wirkung dieser elementaren Erscheinung war

so groß, daß die Furcht vor ihr noch Jahre nachher in der ganzen Bevölkerung lebendig war. Darauf bauten zwei serbische Straßenräuber, die um die Mitte der Fünfziger Jahre in Temesvar gehenkt werden sollten, ihre Pläne. Eine tausendköpfige Menge folgte den beiden Armensünder-Wagen hinaus vor die Stadtthore. Der Richtplatz lag in der Nähe des Jagdwaldes. Als man dort angelangt war und der Henker sein Werk beginnen sollte, bat sich der Eine die Gnade aus, ein paar Worte sprechen zu dürfen. Er sprach heuchlerisch und demüthig zu dem Volke, dann wandte er sich plötzlich gegen den Wald, breitete die Arme aus und rief mit mächtiger Stimme: „Zu Hilfe, meine Brüder, zu Hilfe! Ich gebe Euch das Zeichen, zu Hilfe!“ da wurde die Volksmenge von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie unter Geschrei zu flüchten begann, die allgemeine Angst ergriff auch die Richter und die Henker und ehe diese sich besinnen konnten, waren die beiden Gauner in dem Tumult entschwunden. Man hat nie erfahren, ob die beiden Mörder wirklich Freunde im Walde gehabt haben oder nicht, glaubte aber allgemein, es sei nur eine Finte gewesen. Seit diesem Vorfall rückte immer ein ganzes Bataillon Infanterie und manchmal auch Cavallerie aus, wenn ein Straßenräuber gehenkt wurde. Und das war gar keine seltene Sache. Das Standrecht spielte noch vor zwanzig Jahren eine große Rolle in Ungarn; diese meine Erinnerungen und Beobachtungen aber reichen auf dreißig Jahre zurück.



Das Kloster St. Florian.

Von Cornelius Gurlitt.

Der Schnellzug, welcher in wildem Jagen die Reisenden von Wien nach Salzburg führt, macht zwischen dem Städtchen Enns und der Landeshauptstadt Linz keinen Halt. Er braust durch die fruchtbare Donauniederung, zwischen Kornfeldern und den weidenbestandenen Uferwiesen der Traun und rasselt durch die kleine Station Asten an den wenigen Häusern vorbei, die dort in freiem Felde liegen. Zur Linken strömt, durch Buschwerk verdeckt, die Donau in zahlreichen Armen, zur Rechten zieht sich, die Alpen verdeckend, eine bewaldete Hügelkette hin.

Die Gegend ist anmuthig. Aber sie lockt jenen nicht, der den Hochalpen zustrebt. Das Bessere ist ja stets der Feind des Guten.

Inmitten jener Hügelkette, südlich von Asten liegt das Kloster St. Florian. Ich mußte von Linz mit dem Bummelzug zurückfahren, um es zu erreichen. Denn der Omnibus, der in Linz selbst die Zufahrt besorgt, sah mir denn doch etwas zu klepprig aus, um mich ihm auf 12 Kilometer — in der Luftlinie gemessen — anzuvertrauen. Ein Wiener Baumeister hatte mich versichert, St. Florian sei ein hübsches Kloster im Barockstil, das ich als Freund dieser Kunstrichtung anzusehen nicht versäumen sollte. Und so hatte ich denn meinen Koffer in Linz gelassen uud war mit dem Ränzel auf dem Rücken nach dem eine Stunde von Asten gelegenen Stift aufgebrochen.

Vom Bahnhof Asten geht der Weg dem Dorfe zu, das in tiefem Schweigen dalag. Die Ernte war in vollem Gange, auf allen Feldern wurde geschnitten und gemäht.

Die Hitze war groß. Jenseits der Donau, über den in feinem Grau herüberschauenden böhmischen Grenzbergen ballten sich mächtige Gewitterwolken zusammen.

Um so willkommener war der Wald, der mich endlich umschloß. Aber auch im Schatten mächtiger Fichten zwischen dem frisch grünen Laube des Unterholzes brütete eine vom Walddufte dumpf durchsetzte Luft. Nur den schrillfarbigen Fliegen wars wohl in der Hitze. Sie erschienen wie grüne Sterne, indem sie in einem durch die Baumkronen brechenden Lichtstrahl an einem Punkte flatternd ausharrten, um plötzlich pfeilschnell weiter zu schießen. Sonst aber war's ganz still. Die Vögel hatten sich verkrochen und all das kleine Thierzeug, das sonst den Wald belebt, hielt sich verborgen. Der Ranzen wurde mir schwer beim Ansteigen. Auf der Höhe, am Waldesrande hingehend, erfrischte mich ein frischer Luftstrom. Eine Bank unter einer Betsäule bot einen Augenblick Rast. Aber der Blick auf die Wolken scheuchte mich wieder auf. Ihre Ballen erhoben sich schwarzblau über dem Donauthal. Noch glänzten die Ränder im Sonnenlichte, noch brannten die Strahlen auf den Wald und das Kornfeld. Die Aehren, über mannshoch von schwankem Halm emporgehoben, senkten schwerfällig die körnerreichen Köpfe.

Und als ich im hochstämmigen Walde weiter wanderte, bergab der Richtung zu, von welcher her ich die Klosterglocken gehört hatte, da begann plötzlich ein Flüstern und Rauschen in den Kronen, dann ein Heulen und Aechzen — der Sturm brach herein mit Gewalt, so daß ich froh war, eine Bauernhütte zu erreichen, als eben die ersten großen Tropfen niedergingen. Nun aber dröhnte der Platzregen nieder, ein Meer, das sich unter Donner und Blitz über die Landschaft ergoß.

Dicht vor mir lag das Kloster — ein riesiges Gebäude. Die beiden Thürme der Kirche ragten unmittelbar vor mir auf. Ein Mütterchen — die Hüterin des Hauses,

wärend die Anderen auf dem Felde arbeiteten, brachte mir einen Stuhl an die offene Thüre. Der Dampf, welcher vom heißen Boden aufstieg, der frische Lufthauch, die ganze erlösende Kraft des Gewitters sog ich in frischen Zügen. Und wenn auch die Donnerschläge immer wilder wurden, wenn sie gleich den Blitzen in kürzestem Zwischenraum folgten, die Thurmhelme mit fahlem Weiß umspielend — ich saß geborgen in der kleinen Hütte und gegenüber dem Heiligthum St. Florians, des Feuerpatrons.

Auch mir, dem protestantischen Manne, war es nicht ganz gleichgiltig, unter St. Florians Schutz zu stehen. Der Historiker regte sich in mir. Ich weiß sehr wohl, daß die Heiligenlegenden nicht Geschichte sind, aber ich weiß auch, daß Legenden ihre Geschichte haben. Napoleon I. frug einst den römischen Fürsten Massimo spöttelnd bei der Vorstellung, ob es wahr sei, daß er glaube vom Quintus Fabius Maximus abzustammen, der 322 vor Christo zum erstenmal Consul wurde. Massimo antwortete, ob dies wahr sei, wisse er nicht, aber seit tausend Jahren glaube es sein Geschlecht. Der neubackene Kaiser schwieg.

Ob der römische Kriegsmann Florianus wirklich 304 nach Christo Geburt zu Lauriacum nach verschiedenen Martern in die Enns gestürzt worden sei, weil er unter Kaiser Diocletian und Maximian standhaft zum Christenthum gehalten hat, ob dann eine fromme Matrone den Leib wirklich aus dem Strome gezogen und auf einem durch Vision ihr bezeichneten Orte begraben habe, an jenem, auf welchem jetzt die eben wieder vom Donner durchschütterte, vor mir sich aufbauende Kirche steht, das weiß ich natürlich nicht. Aber schon die älteste Passauer Niederschrift der Ueberlieferung erzählt, daß schon zu Anfang des achten Jahrhunderts an seinem Grabe gebetet wurde, und in Handschriften vom Jahre 804 findet man jene Sage schon angedeutet. Unter Karl dem Großen hatte der Heilige schon eine Kirche im benachbarten Schärding. Also auch hier ist



Kloſter St. Florian.
(Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.)

die Sage tausend Jahre alt — es gibt auch in der Geschichte ein Recht der Verjährung!

Um die Hütte rauschten die Buchen im Regenguß, schüttelten sie ihre mächtigen Aeste. Ad puoche, bei den Buchen hatte um 720 der Wanderbischof Otgar über dem Leibe des Heiligen gepredigt. Es waren mächtige Stämme, die neben mir im Sturme ächtzen — so ein oder anderthalb Jahrhundert dürften sie schon im Boden wurzeln. Aber sieben, zehnmal wuchsen solche Bäume aus demselben Boden nach einander empor, seit zum ersten Male ein Mütterchen dem Fremden erzählte von dem Heiligen, der drunten in der Enns seinen Tod gefunden hatte, der dort mit dem Wasser vermählt worden sei und den man darum anrufen müsse, wenn der Himmel Feuersgefahr sende, solche Blitze, wie sie eben wieder uns beide von der offenen Thüre der Hütte zurückprallen machten.

Als der Regenguß etwas nachließ, flüchtete ich mich in die Kirche. Nun erst sah ich, den an die Berglehne sich anschmiegenden Kirchhof hinablaufend, die eigentliche Front des Klosters: eine gerade Mauerfläche von gewaltiger Ausdehnung, doppelt mächtig erscheinend durch die gleichmäßige Flucht riesiger Wandsäulen, welche drei Stockwerke durchschneiden. Die zweithürmige Kirche bildete den kräftigen Abschluß gegen Norden. Aber schnell hinein in ihr Thor, ehe der Regen durch den Mantel dringt!

Ein gewaltiger Raum von mächtigen Verhältnissen, die Pfeiler und Gewölbe in weißem Stuck, überladen reich an Formen, aber groß und mächtig. An den weit gespannten Wölbungen große Fresken in einem etwas gelblichen Tone. Zur Seite des Chores Gestühl und Orgeln in der tiefen Farbe gebeizten Holzes, am Schluß ein Riesenaltar von buntem Marmor.

Ich war mutterseelenallein in dem weiten Raume. Die Feldarbeit und das Gewitter hielten Andächtige fern. Während ich mir in schnellen Linien die Hauptformen des

großartigen Bauwerkes skizzirte, erschien ein Geistlicher nach dem anderen aus einer Thür des Chores, verbeugte sich vor dem Altar und verschwand in den Schatten des Chorgestühles, jeder in schwarzem Kleide und weißem Scapulier, d. h. einem schmalen weißen Streifen, der vom Halse über Brust und Rücken hing, dem Rudiment eines einstigen Uebergewandes.

Und dann begann der Chorgesang, jenes Anrufen und Vordringen der einzelnen Stimmen, jenes Beantworten und Ergänzen. Den verbindenden Grundton zwischen den tiefen Bässen und Baritonen bildete das gleichmäßige Rauschen des Regens an Fenstern und Dach und die höchste Steigerung bildete das Grollen des abziehenden Gewitters. Dazu wurden die Schatten in der leeren Kirche immer dunkler, je mehr draußen neue Regenwolken sich zusammenballten und die feierliche Abgeschlossenheit immer größer. Von den Gesimsen herab schwebten musicirende Engelgestalten, durch die Gewölbe sah man in die endlosen Fernen eines lichten Himmels — und waren die Engel auch nur von Gips und der Himmel nur ein gemalter, so fehlte es dem Bilde doch nicht an Stimmung.

Als der Regen sich erschöpft hatte, als sich in der Ferne die Sonne wieder zeigte, begann ich meinen Rundgang ums Kloster.

Die Hauptfront des Rechteckes, welche das Stiftsgebäude einnimmt, mißt 214 Meter, die Seitenfront 114 Meter. Es umgrenzen die Umfassungsmauern also ein Gebiet von über 24000 □ Meter. Das Berliner Schloß nimmt etwa 22000 □ Meter ein — dies zum Vergleich. An Höhe wird das durchweg einheitliche Stiftsgebäude dem Schloß des deutschen Kaisers wenig nachstehen. Die Architektur des Ganzen wird beherrscht durch ein einfaches Schmuckmotiv, jene riesigen Wandpfeiler. Man muß dem Architekten zugestehen, daß er eine Thatkraft, eine Sinnesgröße an diesem Bau bewiesen hat, die seinen Namen zu

hohen Ehren bringen sollte. Und doch kennen ihn nur sehr Wenige, selbst sehr wenige Fachleute. Er war von Haus aus nur ein Stukkateur, ein Grottierer, ein Mann, den man selbst zu seinen Lebzeiten kaum über die Grenzen des Passauer nnd Salzburger Bisthumes hinaus kannte, Carlo Antonio Carlone, der 1685 den Grundstein zur neuen Kirche legte und bis 1708 dem Kloster für ein Gehalt von 150 fl. diente. Aber man erkannte ihn als Mann von Bildung an. Er speiste während seiner Anwesenheit auf dem Bau beim Herrn Prälaten und erhielt freie Wohnung, drei Laibl Brot und ein Maß Wein, wie ihn die Herren im Convent tranken.

Carlone hatte aber nicht nur diesen einen Bau, er arbeitete für viele Stifter und Kirchen der Umgegend und fand noch Zeit, im Winter in seine Heimat zurückzukehren, nach den warmen Gestaden des Comersees.

Das Thor des Klosters steht in einem leicht erkennbaren Gegensatz zu Kirche und Front. Während dort eine etwas gespreizte Einfachheit und eine fast athletische Größe angestrebt ist, steckt der sonderbare Aufbau um das Thor mit seinen Atlanten und Balkonen voller geistreicher Einfälle und bunt gestalteter Einzelheiten. Es ist das Werk des deutschen Meisters, der Carlone nach dessen Tode zu ersetzen hatte, des Jacob Prandauer aus St. Pölten. Seiner Kunstart begegnet man vorzugsweise im Innern des Stiftes, so namentlich in jenem wahrhaft königlichen Treppenhaus, das ich nun hinaufstieg, um mich beim Probste des Augustiner Chorherrenstiftes zu melden, den ich um die Erlaubniß bitten wollte, mich in allen Theilen desselben gründlich umzusehen.

Der Pförtner führte mich die Treppe hinauf, lange Gänge entlang, bis ich vor dem Marmorthore stand, welches zur Wohnung des Probstes führte. Es ist ein Mann von Stellung und Einfluß, dieser Vorsteher des Stiftes St. Florian, der 52. der Abtsreihe, die 1072 begann. Probst



Eingang in die Bibliothek.
(Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.)

Ferdinand Moser wurde 1872 zu seinem verantwortungsvollen Amt berufen, denn dem Stifte gehören gegen 80 Priester an, ihm liegt die Seelsorge über 33 Pfarren mit 50.000 Einwohnern ob, große Besitzthümer, Wald und Feld, Aecker und Weiden gehören zum Kloster. Es unterhält eine Clerikerbildungsanstalt mit zahlreichen Lehrkräften, im Landtag wie im Reichsrath hat der Abt Sitz und Stimme.

Es ist also ein vornehmer Mann, den ich aufzusuchen ging und als solcher empfing er mich auch mit ausgesuchter Höflichkeit. Freilich hatte er allerlei Bedenken, mir das Recht zu ertheilen, photographische Aufnahmen im Stift machen zu lassen. Denn ich hatte in dieser Richtung einen älteren Mitbewerber, Herrn Johann Orth, und Herr Orth war damals noch ein weit vornehmerer Mann, als der Herr Probst selbst es ist, er hieß noch Erzherzog Johann Salvator, war Höchstcommandirender in Oberösterreich und hatte die Absicht, über dies Land — eines der unentdecktesten in Europa — ein großes Werk herauszugeben, eine Art Wettbewerb mit dem Erzherzog Rudolf. Ob, wie zu wünschen ist, das Buch noch erscheint, weiß ich nicht. Die Dinge ändern sich schnell. Seit jenem Sommer, in welchem ich St. Florian sah, sind zwei Jahre ins Land gegangen: Erzherzog Johann Salvator ist inzwischen als bürgerlicher Capitän an den Gestaden Südamerikas verschollen und Erzherzog Rudolf liegt in der stillen Augustinergruft zu Wien. Das Bücherschreiben haben beide uns, den fern vom Throne Geborenen, überlassen.

Der Probst wies mich an den Pater Bibliothekar. Ich wurde in einen Saal geführt, dessen sich kein Fürstenschloß zu schämen hätte. Die säulengeschmückten Wände bedeckt mit Marmor, die Decke ein riesiges Frescogemälde, in allen Theilen strahlende Pracht, gediegenster Luxus. Der deutsche Architekt Prandauer und der italienische Maler Scanzoni haben hier ein Meisterwerk des blühendsten Barock geschaffen, einen Raum, der längst berühmt wäre — fände er sich jen-

seits der Alpen in Rom oder jenseits der Vogesen in Paris. Die Deutschen sind eben unpraktische Leute. Sie treiben Kunst aller Orten und nicht blos dort, wo sie gesehen wird! In diesem Riesenraume trat mir der Pater Professor Albin Czerny entgegen, ein Mann von seltener Milde des Wesens und großem Wissen, der Geschichtsschreiber des Stiftes, das von je darauf hielt, unter seinen „Herren" Männer von wissenschaftlichem Namen zu zählen. Die Kunstgeschichte von St. Florian und die Zeit der Bauernkriege sind Czerny's Arbeitsgebiete. Im Durchwandern des Klosters, bald beim Anblick eines Kunstwerkes stehen bleibend, bald Anknüpfungspunkte in gemeinsamen Studien suchend, hatte ich Zeit, mir auch den Mann zu betrachten, den schlanken, in dem schwarzen Gewande noch schlanker erscheinenden Körper, den vorgebeugten Kopf mit den zahllosen, von den Augenwinkeln ausstrahlenden Falten und der wuchtigen, weißen Stirn.

Er hatte mir so viel zu zeigen, daß er vorher mir Gastfreundschaft für die Nacht im Stift anbot, die ich gerne annahm. Zuerst gings in die prachtvolle Bibliothek, welche gleich merkwürdig als Bau wie durch den Reichthum von Büchern und Handschriften, Perlen der mittelalterlichen Schreiberkünste. In einem Saale von fast 30 Meter Länge und den anstoßenden Räumen stehen 70.000 Bände, 900 Incunabeln und ebenso viele Manuscriptbände. Die Propheten des alten Bundes gibt eine Handschrift des 9. Jahrhunderts in lateinischer Sprache, 50 Bände gehen über das 15. Jahrhundert zurück. Dann gingen wir in das Museum mit 13 Sälen mit zwar meist mittelmäßigen Bildern, aber umso werthvolleren kunstgewerblichen und bildnerischen Schätzen und endlich in die Münzsammlung mit ihren 16.000 Münzen. Einen besseren Führer konnte ich mir nicht wünschen, als den Mann, dessen wissenschaftlicher Fleiß den Stiftsacten die Geschichte der Künstler und Künste in St. Florian entlockt hatte.

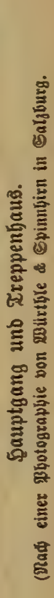
Und dann lud er mich in sein Zimmer, einen sehr großen, sehr einfach ausgestatteten Raum, dessen bester Schmuck,

außer einer stattlichen Reihe von Büchern, die Aussicht hinaus in das grüne Oberösterreich war, in das jetzt nach erfrischendem Regen doppelt grüne Land, der Blick über ein Meer von Bergen, Wald, Höhen und Wiesen, so ruhig, so warm im Abendschein, so in sich abgeschlossen.

Wir sprachen von Italien, dessen Kunstschätze Czerny kurz vorher auf einer Romfahrt durchmustert hatte. Er war selten gereist, denn die „Jungherren" läßt man nicht allein in die Welt hinaus und die Aelteren hält Pflicht und Rücksicht auf die Mittel des Stiftes zu Hause. Aber wenn er von seinen kleinen Unfällen erzählte und sich, den im Reisen Ungewandten, selbst bespöttelte, oder wenn er von den großen Kirchen, den Bildern und Statuen, den landschaftsberühmten Gegenden sprach, blickte er immer wieder zum Fenster hinaus: „So grün wie bei uns ists eben in Italien doch nicht," sagte er ein übers anderemal, „und ich habe mich immer nach dem Blick aus meinem Fenster gesehnt. Da unten habe ich ein Gärtchen, das habe ich als Jungherr angelegt. Hier ins Stift da gehöre ich hin — draußen ists mir zu laut und fremd. Was ich von hier aus sehe, das kenne ich genau. Sehen Sie da hinten gegen Osten den Kirchthurm aus den Bäumen hervorschauen? Dort liegt Lorch, das alte Lauriacum, unter den Römern das Hauptquartier der 2. Legion und der Donauflotte in der norischen Provinz — die Avaren sollen es angeblich im 6. Jahrhundert zerstört haben. Dort wurde vor nun bald 1600 Jahren der heilige Florian gemartet. Und das ist....."

Er erklärte mir die Orte rings um, und mit ihnen die Geschicke des Klosters, in welchem er lebte, sich selbst als Fortsetzung einer Jahrhunderte währenden Entwicklung fühlend.

Es war Vesperzeit. Wir gingen in das Sommer-Refectorium. Es ist etwa 35 Meter lang, 16 breit, also in den Verhältnissen eines großstädtischen Festsaales. Heute aber konnte man seine Ausdehnung kaum überschauen, sowenig wie



Hauptgang und Treppenhaus.
(Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.)

den die Wände, die Decke umhüllenden Schmuck an Gemälden. Fünf oder sechs lange einfache Tische waren neben einander aufgestellt, quer vorstand ein weiterer. Auf dem weißen Tischzeuge stand vor jedem Stuhl ein Gedeck, eine kleine Flasche Landwein und eine brennende Kerze. Die flackernden Lichtlein bilden die einzige Erleuchtung des nun schon ganz in Dämmerung versunkenen Saales. Es war ein merkwürdiges Bild: der unklar erleuchtete Raum, die schwarzen Mönche vor ihren Plätzen, dem Lesepult zugewendet, von dem jetzt ein lateinisches Gebet verlesen wurde. Das Läuten einer Glocke tönte dazwischen. „Es ist die alte Ave-Maria-Glocke“ flüsterte mir mein Begleiter zu, — „1318 geweiht!“

Seit 1318 tönt dieser Klang also über das Thal des Morgens, des Mittags, des Abends, die Gebete der Mönche und die Arbeitszeit der Feldarbeiter ringsum regelnd. Es gibt doch noch Dauer im Wandel: 570 Jahre lang derselbe Ton, dieselbe Mahnung! Und unten im Refectorium begann der Probst den Chorgesang, das Tischgebet: „Benedicite!“

Im Jahre 633 hat das Concil zu Toledo diese Weise den Klöstern anbefohlen. Es ertönt das Lied also noch länger als die Glocke. Das war „stilvoll“ — wahrlich mehr als unsere modernen Einrichtungen, selbst wenn sie „echt antik“ sind, genug um alle sonstigen Bedenken bei Seite zu rücken und rein künstlerisch zu wirken!

Das einfache Mahl verging in anregender Geselligkeit. Der Probst und der Dechant erwiesen sich als unterhaltende und erfahrene Männer. Von Land und Leuten, vom kaiserlichen Hof und von den Staatsmännern des Reiches wußten sie viel zu erzählen. Gern hörten sie über die großen Führer des deutschen Reiches berichten. Und gab es auch Grenzen, die dem Gespräch gesteckt waren, so waren die Stunden doch angenehm verlebt, bis ich in mein Schlafzimmer geführt wurde.

Ein sonderbares Schlafzimmer: Ein Raum wie ein Tanzsaal mit Schränken von einer Ausdehnung, daß man

sie in Berlin für das „Mädchengelaß“, für den Schlafraum der Dienstboten halten würde, Tische wie kleine Billards, schwere altväterische Stühle.

Und das Bett! Ich habe stets auf bequeme, große Betten etwas gehalten. Die Zeiten sind in Deutschland glücklich überwunden, in welchen man glaubte, das Herumwälzen im Bett durch zwei eng aneinander gestellte, scharfkantige Seitentheile verhindern zu müssen. Das Bett ist nicht mehr ein Matratzensarg. Aber auf die Größenverhältnisse war ich doch nicht gefaßt. Und da lag ich denn und blickte hinauf zu der schweren Stuckdecke mit ihren Kranzgewinden, ihren Engeln, zu dem großen schwarz gewordenen Bilde in der Mitte, dessen Inhalt ich im Dunkel nicht zu erkennen vermochte. Ein hell aus der schwarzen Farbenmasse hervorschimmerndes nacktes Bein — des Friedensengels, wie ich am anderen Morgen sah — schwebte mir noch im Traum vor den Augen.

Der Wind klapperte mit den Fenstern, pfiff durch die schmiedeeisernen Träger der großen Wasserspeier unter dem Dach, prallte gegen die Riesenwand des Klosters und zischelte durch die langen Gänge. Nachdem der Schritt des mich begleitenden dienenden Klosterbruders auf den Steinplatten verhallt war, hörte man nichts mehr von den Insassen des Klosters. Hinter ihnen hatte sich das eiserne Gitter der Clausur geschlossen. Ich lag allein im „Gastflügel,“ so allein, daß man sich fürchten konnte!

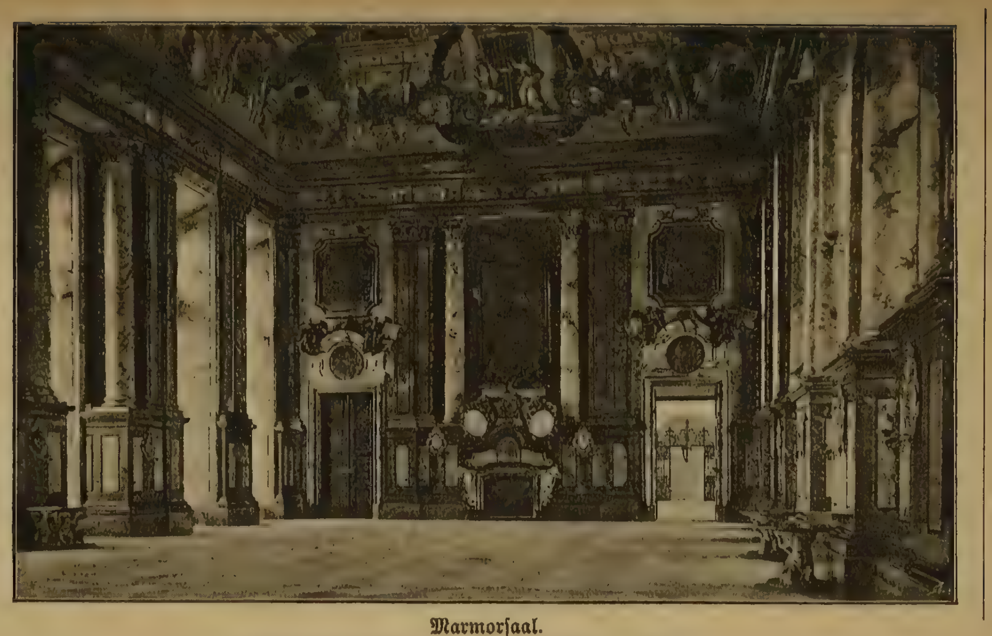
Nachts weckten mich schlürfende Schritte, die an meiner Thür vorbeizogen und verschwanden. Bald folgte ein Zweiter, ein Dritter. Schweigsam zogen sie ihren Weg durch den hallenden Gang der Kirche zu. Die Matutina wurde gesungen, die Mitternachtsmette. Glockenschlag, Orgelklang, einzelne Töne des Gesanges flatterten durch die wieder still gewordenen Gänge und klopften an die Thüre meines einsamen Schlafsaales.

Der nächste Tag galt der Arbeit. Es gab noch viel

zu sehen, viel zu zeichnen. Da waren die Prunkgemächer, die sogenannten Kaiserzimmer. Das Kloster hatte sie für den Fall von Prandauer fürstlich einrichten lassen, daß der Kaiser zu Besuch käme. Nun warten sie schon seit anderthalb Jahrhunderten auf so erlauchten Besuch. Gewaltige Oefen, Möbel von schwerster Pracht, Gobelins, reichste Vertäfelungen, Venetianer Spiegel und Lichtkronen — Alles, was höchster Luxus beschaffen konnte, um diese Räume jenen der reichsten Schlösser gleichzustellen, ist hier angewendet — eine Entfaltung des Kunstsinnes, neben welcher unsere modernen Bestrebungen beschämt eingestehen müßten, daß wir solche Mittel für „Hebung des Gewerbes“ nicht aufzuwenden haben.

Und liest man dann nach, wer diese Arbeiten fertigte, so findet man, daß um das Kloster im 18. Jahrhundert sich eine Colonie von Kunsthandwerkern gesammelt hatte, die jenen viel gefeierten im frühesten Mittelalter entspricht, Männer, die ihr Leben dem Stifte weihten, ruhig ihre Tage unter seinem Schatten verlebten und mit jener Muße, jener Sorglosigkeit schaffen konnten, die das echte Kunstwerk zeitigen. Das Kloster wurde so zur Hochschule des Gewerbes.

Es ist ein merkwürdiges Dasein, jenes des Hauptförderers des Klosterbaues, des Probstes Johannes Baptist II. Födermayr (1716—1732). Er war der Sohn eines Bauern, dessen Hof zwanzig Minuten vom Stift stand. Aus der Mitte des Volkes heraus erhob er sich an die Spitze des Stiftes. Sein Geburtshaus ließ er niederbrechen und das Schloß Hohenbrunn an dessen Stelle setzen. An der Politik nahm er lebhaften Antheil. Der Reichthum des Stiftes kam den Geldnöthen Kaiser Karls VI. zu Gute. Wenn der Festsaal das Reiterbild dieses Fürsten und jenes des Prinzen Eugen von Savoyen, des Türkenbesiegers, ziert, so ist dies nicht blos eine geschichtliche Erinnerung. Der Probst Johann Baptist, der baueifrige Bauernsohn, der Förderer der Künste war aus der Zeit und dem Geiste des sich aufraffenden deutschen Lebens in Oesterreich herausgeboren, aus den Tagen,



Marmorsaal.
(Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

in welchen die echte große nationale That der geeinten Religionsparteien — die Befreiung von Wien aus Türkengefahr den Muth der Nation nach langem Elend wieder belebt hatte und siegreiche Kämpfe am Rhein den Beweis lieferten, daß der Schwertarm unseres Volkes noch nicht abgestorben sei. Prinz Eugen, der tapfere Ritter, der große Kurfürst, der badische „Türkenlouis“ hoben das Bewußtsein des Volkes wieder durch ihre Thaten.

Und sobald die Freude am eigenen Volksthum die Nation wieder durchdrang, fehlte es auch nicht an der Aeußerung derselben in der Kunst. Probst Johann Baptist sowohl, wie zahllose deutsche Fürsten und Herren, Städte und Stifte bauten aus Lust am Bauen, der Schaffensdrang regte sich wieder, der sich selbst Ziel und Befriedigung ist, die Künstler fanden sich wieder, ihm Formen zu leihen, erst fremde, italienische, dann aber deutsche Männer, echt deutsche Barockkünstler, wie jener Baumeister Prandauer, dessen Name unter den ersten seines Standes in Deutschland gefeiert werden sollte, den aber der Dünkel eines „classisch“ gebildeten Zeitalters in Vergessenheit stieß, wie einst jenen des Sebastian Bach.

So entstand aus deutschem Kunstempfinden heraus der Riesenbau des Stiftes St. Florian.

Im Thierhospital.

Ein Jubiläum von Berta Katscher.

London, diese Stadt der Wunder und der philanthropischen Bestrebungen, hat vor einem Jahrhundert eine Anstalt entstehen sehen, die für seine Hausthiere bis zum heutigen Tag von großem Segen ist. Hundert Jahre sind es her, daß warmfühlende Menschen den Anstoß

zum Erbauen der „königlichen Veterinär-Schule" gegeben und den Grundstein zu derselben gelegt haben.

„Ein Thierhospital?" werden wohl viele meiner Leser naserümpfend ausrufen. „Ein Thierhospital mag für alte Jungfern, die eine Collection von asthmatischen Hunden und Katzen ihr eigen nennen, von großem Interesse sein, aber nicht für unsereins. Was thut es, ob ein paar Hausthiere mehr oder weniger dem Leben erhalten bleiben oder nicht?!"

Mit Nichten, meine Herrschaften, die Sache steht anders! Bekanntlich ist der Organismus der Thiere so ziemlich derselbe wie der des Menschen. Der Secretär der Anstalt belehrte uns, daß gegenwärtig 300 Studenten, von hervorragenden Professoren angeleitet, sich ihre Weisheit und Kenntnisse in den verschiedenen Abtheilungen des Thierhospitals holen. Für ein einmaliges Entgelt von 60 Guineen schwelgen die Jünger Aesculaps drei Jahre lang in sogenannten „interessanten Fällen," studiren praktische Anatomie an Pferden, Hunden und sonstigen Vierfüßlern.

Im Jahre 1890 wurden 1174 Pferde untersucht und krank befunden, von den vielen Hunden, Schafen, Schweinen und Kühen gar nicht zu sprechen. Die Gesammtzahl der behandelten Patienten belief sich auf über 4000. Wenn man nun bedenkt, vor wie viel Schaden die Eigenthümer bewahrt bleiben, wie viel Nutzen das praktische Studium den 300 Studenten bringt und wie viele Thiere von qualvollen Leiden befreit werden, so muß man eingestehen, daß diese vor einem Jahrhundert gegründete Anstalt von großem Segen begleitet ist und allerorten Nachahmung finden sollte.

Höchst bemerkenswerth und lehrreich ist das Museum. In der Mitte des großen Saales steht die Büste des verstorbenen, um die Anstalt sehr verdienten Professors Robertson und um diese gruppiren sich die Skelete eines riesigen Kameels, eines Elephanten, eines Löwen und vieler Hausthiere, die in Folge irgend eines seltenen Leidens ihre Thierseelen ausgehaucht haben; diese Collection soll dem-

nächst noch durch das Skelet des weltberühmten Rennpferdes „Hermit" vergrößert werden.

Ein Glasschrank enthält Pferdemäuler, welche die Stadien der Zahnentwicklung zeigen, ein anderer unzählige Flaschen mit fast allen in Spiritus aufbewahrten Körpertheilen der verschiedenartigsten Thiere. Jeder der vielen Schränke enthält Specialitäten oder Curiositäten: abnorme Pferdehufe, Hufeisenmodelle aus allen Zeitaltern — das neueste ist eines, zu dem man keine Nägel braucht, — Vorrichtungen, um den Thieren Medicin beizubringen, die sie fast niemals freiwillig schlucken.

In der Nähe der Eingangsthüre erregt ein Haufen von eigenartig geformten Steinen die Aufmerksamkeit des Beschauers. Der kleinste wiegt mindestens 30 Pfund. Und wissen Sie, meine verehrten Leser, woher dieselben stammen? Aus dem Innern unserer Hausthiere. Der größte — 55 Pfund schwere — verursachte einer prächtigen, braunen Stute arge Beschwerden, der nächstschwere einer Kuh. Auf welche Weise aber bilden sich solche kolossale Steine, werden Sie mit uns fragen? Die Sache ist weit einfacher, als Sie denken. So ein nichts Böses ahnendes Thier erfreut sich im schönen Monat Mai an dem saftigen wohlschmeckenden Gras der Weide, und schluckt ehe es sich dessen versieht, einen kleinen Nagel oder ein Stückchen Draht mit hinunter, den unachtsame Menschen, ohne an die Folgen zu denken, verloren oder gar weggeworfen haben; Lehm und Erde, die stets am Futter haften, verhärten sich nach und nach um den harten Gegenstand und im Laufe der Jahre entwickelt sich ein immer größer werdender Stein, der den armen Bestien begreiflicherweise heftige Schmerzen verursacht.

Aus dem Museum begeben wir uns zunächst in das Instrumentenzimmer, in welchem zartbesaitete Leute das Gruseln lernen würden. Namentlich angesichts der meterlangen Zangen, mittels welcher den Pferden die Zähne gezogen werden. Es bedarf schon herkulischer Kraft, um

diese Instrumente mit Erfolg handhaben zu können. Viel freundlicher sehen die tracheotomischen Röhrchen aus. Ist es nicht ein Triumph der modernen Wissenschaft, daß auf den Rennplätzen, in den Straßen und Parks London's Pferde fröhlich daher galoppiren, die ein tracheotomisches Röhrchen tragen, welches ihnen das Athmen ermöglicht?

In der musterhaft eingerichteten Apotheke werden die Studenten in die Mysterien des Recepteschreibens- und Ausführens eingeweiht. Hier lernen sie Pillen drehen, Salben rühren und Tincturen kochen, denn die englischen Aerzte müssen auch Apotheker sein. Mancher Leser wird unser Erstaunen theilen, wenn er hört, daß die Anstalt ein geräumiges türkisches Bad aufweist. Die thierärztlichen Autoritäten sind nämlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein türkisches Bad sich auch bei den Thieren als das beste Heilmittel gegen Hautkrankheiten bewährt. Dasselbe hat die Form eines viereckigen Stalles, der durch einen im Hintergrund stehenden Ofen erhitzt wird; zur Abkühlung wird den Patienten eine ausgiebige Douche verabreicht, auch können sie nach Herzenslust mit „allen Vieren" in dem Kaltwasserbassin herumplätschern.

In nächster Nachbarschaft der großen Hufschmiede befindet sich das „Krankenzimmer" für Pferde; das in fünfzig „Betten", will sagen: kleine, luftige und reingehaltene Verschläge abgetheilt ist. An der Thüre eines jeden „Bettes" erblickt man die Visitenkarte des Patienten, die besagt: welchem Geschlecht derselbe angehört, welche Farbe und welches Alter er hat — dieses muß selbst bei den „Damen" genau angegeben sein — den Tag der Aufnahme im Hospital, seine Nummer, seine Krankheit und die vorgeschriebene Behandlung. Täglich macht ein oder der andere Professor mit seinen Studenten die Runde. Die Hausärzte, unter deren Aufsicht die Medicamente verabreicht werden, besuchen ihre Patienten mehrmals täglich. Bei verschiedenen Thieren, namentlich aber bei den Pferden, ist

beobachtet worden, daß sie das Vorurtheil so vieler beschränkter Menschen gegen Hospitäler theilen; solche tragen während ihres Aufenthaltes dort Binden vor den Augen. „Baby", ein prächtiger Fuchs, der ein besonders lebhaftes Entsetzen vor Krankenhäusern an den Tag legte, ließ sich zwar geduldig seine verrenkte Schulter einrichten und den Verband anlegen, war aber nicht zu bewegen, sein „Bett" einzunehmen. Erst als man ihn in sein altes Heim geführt, beruhigte er sich. Am nächsten Morgen verband man seine Augen und führte ihn durch ganz andere Straßen ins Hospital zurück, wo er fast drei Wochen mit der Binde über den Augen verblieb und dann geheilt entlassen wurde.

Mit Stolz berichtete man uns von Wundercuren, die in den Annalen der Anstalt nicht vereinzelt stehen. Ein Beispiel von Vielen. Ein kostbares Kutschenpferd, das, dem trügerischen Asphalt zum Opfer gefallen, beide Vorderbeine gebrochen und schwere Abschürfungen davongetragen hatte, wurde nach viermonatlichem Aufenthalt als geheilt entlassen.

„Ruhe, vollständige Ruhe soll das Hauptheilmittel des Verwundeten sein," lautete die Vorschrift des behandelnden Arztes, nachdem er die beiden verletzten Beine mit Eisenschienen versehen hatte, die mit Lederriemchen festgeschnürt wurden. Um die vorgeschriebene Ruhe zu ermöglichen und dem Pferde den Schmerz des Stehens auf den verletzten Füßen zu ersparen, ersann man ein geniales Verfahren. Man schlang ein festes Stück Leinwand über Bauch und Rücken desselben und befestigte es mittels Schlingen an starken Haken so, daß der Patient wie in einer Hängematte in der Luft schwebte.

Alle chirurgischen Vorrichtungen, die für die leidenden Thiere in Anwendung gebracht werden, sind ebenso vollkommen, als ob sie für Menschen bestimmt wären und bezwecken, die Operationen möglichst schmerzlos zu gestalten.

Uebrigens scheinen Krankheitsfälle den Appetit der Thiere nicht zu beeinträchtigen, denn die Futterrechnung

— Heu und Stroh mit inbegriffen — des Jahres 1890 betrug das nette Sümmchen von £ 1510 (15100 fl.), während für Arzneien nur £ 166 (1660 fl.) verausgabt wurden.

Doch nun ist es an der Zeit, einen Blick in die Hundeabtheilung zu werfen. Hier ruhen in den niedlichsten weißen „Holzbettchen", die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Käfigen haben, die seltensten und prächtigsten Hunde. Die meisten leiden an Hautkrankheiten und es ist bewunderswerth, mit welcher Geduld sie die türkischen Bäder, die Einreibungen und die sonstigen Proceduren über sich ergehen lassen, gerade als wüßten sie, daß es zu ihrem Nutz und Frommen geschieht. Auf der „Visitenkarte" einer prächtigen Bernhardinerhündin stand der Preis mit £ 1200 bezeichnet, und auf derjenigen ihrer beiden zwei Monate alten Sprößlinge, bei deren Geburt sie erkrankte, £ 250.

Drollig und zugleich rührend war es, wie uns der würdige „Samy", ebenfalls ein Bernhardiner, seine verbundene Pfote entgegenstreckte, als wollte er sagen: „Seht, das verdanke ich meiner Pflichttreue, nehmt euch an mir ein Beispiel, ihr egoistischen Menschenkinder!" Der brave Bursche hatte seiner vier Jahre alten Herrin das Leben gerettet und dabei seine rechte Pfote gebrochen. Nicht mit einer Wimper zuckte er, wenn ihm der Arzt einen frischen Verband anlegte; er erwidert jedes freundliche Wort mit einem dankerfüllten Blick seiner ausdrucksvollen Augen. Man leugne noch, daß Thiere eine Seele haben; Samy hat sicherlich eine und zwar eine gute und treue!

„Ei, Sie hier," rief uns ein Student zu, den wir von früher her kannten. „Nicht wahr, unsere Anstalt ist großartig und selbst der Laie kann hier vieles lernen? Haben Sie schon Alles gesehen? Auch den Stolz und die Zierde dieses Hauses, die vielbewunderte „Miß Susan?" Nicht? da muß ich Sie sofort mit ihr bekannt machen, ich habe gerade Zeit." Und ehe wir uns dessen versahen, befanden wir

uns in dem eingezäunten Theil des riesigen Hofes, in welchem das leidende Hornvieh Zuflucht und Hilfe findet.

„Sehen Sie, dort, jene prächtige Schweizerkuh, die uns gerade den Rücken kehrt, ist „Miß Susan.“ He, Susan, willst du Zucker?“

Noch ehe er das verlockende Wort ausgesprochen, drehte sich die junge Dame um und — wir trauten kaum unseren Augen — humpelte mit einem Stelzbein auf uns zu. Haben Sie schon so etwas gehört, eine Kuh mit einem Stelzbein? Wir würden es nie geglaubt haben, wenn wir es nicht mit eigenen Augen gesehen hätten! Sie war vor einigen Monaten so unvorsichtig gewesen, einem Pferde ins Gehege zu gehen, dieses schlug aus und traf ihr linkes Vorderbein so unglücklich, daß der Knochen zersplittert wurde. Ihr Besitzer, der das werthvolle Thier nicht verlieren wollte, brachte es ins Hospital, das Bein wurde in Gegenwart vieler Studenten amputirt und „Susan“ trottete nach dreimonatlichem Krankenlager wohlgemuth auf ihrem Stelzfuß einher. Nachdem wir uns an diesem seltsamen Anblick sattgesehen, begaben wir uns in das große Secirzimmer, in welchem eine Anzahl von Tischen steht, und auf diesen erblickten wir ungefähr ein Dutzend todter Esel. Die Studenten müssen sich die zur Section bestimmten Thiere selbst beschaffen; sie besuchen zu diesem Zweck den großen Viehmarkt in Islington und erstehen von umherziehenden Gemüsehändlern für 20—30 Schillinge ihre Studienobjecte; fünf bis sechs Studenten thun sich zusammen, so daß auf den Einzelnen nur ein kleiner Betrag entfällt und Jeder nach Herzenslust an dem gemeinsamen Secirtisch seine Untersuchungen anstellen kann. Dieses Zusammenwirken hat noch das Gute, daß es einen sofortigen Gedankenaustausch ermöglicht.

Was uns in dieser bemerkenswerthen Anstalt besonders fesselte, war „die Gratisconsultation in der Armenecke.“ Täglich von 2—4 Uhr Nachmittags — mit Ausnahme des Sonntags — versammelt sich hier eine beträchtliche Anzahl

armer Leute mit ihren Haus- und Lastthieren. Die Spitalsärzte und einige hervorragende Professoren ordiniren unentgeltlich; in vielen Fällen werden auch die erforderlichen Medicamente verabreicht und Operationen unternommen, die gewöhnlich unter der Aufsicht der Professoren von den Studenten vollführt werden.

Gar oft tritt Lehrern und Schülern die Tragik des Menschenschicksals vor Augen! Wir wollen nur eine Scene schildern, deren Zeuge wir waren. In einer Ecke stand ein sehr ärmlich, aber sauber gekleideter Mann, dem man ansah, daß er einst bessere Tage gesehen, an ein abgezehrtes Pferd gelehnt. Als die Reihe an ihn kam, führte er dasselbe vor und beobachtete den untersuchenden Arzt mit ängstlicher Spannung.

„Mein lieber Freund, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß das Thier unrettbar verloren ist und noch heute eine Kugel vor den Kopf bekommt.“

Niedergeschmettert stand der Aermste da, dann umarmte er das Pferd, als ob er von seinem besten Freunde Abschied nähme. Die plaudernden und scherzenden Studenten verstummten plötzlich, denn sie ahnten, daß der Mann seinen treuesten Helfer im Kampfe ums Dasein verliere. Dem war auch so. Witwer, Vater von elf Kindern, von denen das älteste vierzehn Jahre, das jüngste 6 Monate zählte, verdiente er mit Hilfe des Pferdes seinen Lebensunterhalt. Ohne dasselbe war er mit seiner Familie dem Elend preisgegeben. Im Busen des Arztes, welcher das Todesurtheil gesprochen, schlug ein warmfühlendes Herz; er richtete einige Worte an die Studenten und ehe der Trostlose wußte, wie ihm geschah, war er Herr einer Summe, die ihn in die Lage versetzte, ein neues Pferd zu kaufen.



Geschichte der Erde.

Von Eduard Grosse.

I. Urzeit und Alterthum.

(Schluß.)

Ueber die Grenzscheide der Devonzeit hinaus stoßen wir auf eine mächtige, üppige Pflanzenwelt, von welcher die nachfolgende Periode ihren Namen „Carbon- oder Steinkohlenzeit“ erhalten hat. Denn jene Pflanzen ergaben nach ihrer allmäligen Verkohlung im Schoße der Erde das Material, aus dem ein großer Theil unserer unschätzbaren, für die Industrie hochwichtigen Steinkohlenlager aufgebaut ist. Die Verkohlung konnte nur im Wasser vor sich gehen, welches die Luft möglichst abschloß und das schnelle Verfaulen der Pflanzen verhinderte. Man nimmt daher an, daß kleine Kohlenlager in Seen entstanden seien, in welche die mächtigen, baumhohen Pflanzenstämme durch zufließende Flüsse getragen und abgelagert wurden. Ueber dieses Pflanzenlager breitete sich später eine gleichfalls von den Flüssen zugeführte Erdschicht, welche im Laufe der Zeit zu Stein und Gebirge erhärtete.

Steinkohlenlager von großer Mächtigkeit können indeß nicht auf die beschriebene Art entstanden sein, sondern ihre Bildung fand offenbar durch die Thätigkeit der unheimlichen, gefährlichen und heimtückischen Moore statt, durch welche auch die Torflager aus eingesunkenen und abgestorbenen Pflanzenresten entstehen. Ueber das schlammige, düstere Sumpfwasser des Moores zieht sich allmälig eine filzartige Moosdecke, welche gewisse Tragkraft besitzt und auf der sich mit der Zeit neben kleineren Pflanzen auch größere Bäume ansiedeln. Haben diese eine gewisse Schwere erreicht, so sinken sie durch die trügerische Moordecke hindurch

und gleiten hinunter in den schlammigen, mit abgestorbenen Pflanzenresten erfüllten Sumpf, wo die Verkohlung dann langsam vor sich geht. Sind auf diese Weise im Laufe langer Zeiträume die Pflanzen und Baumstämme zu hohen Schichten angehäuft, so lagern sich durch die Thätigkeit des Wassers erdige Niederschläge darüber und bilden allmälig Schichten, deren Druck zur Bildung der harten, glänzenden Steinkohle mithilft. Eine wesentliche Vorbedingung zur Bildung der Torfmoore ist eine feuchte, nicht zu warme Atmosphäre, da dieselbe den Vertorfungsproceß befördert, starke Hitze und mit dieser verbundene Trockenheit jedoch demselben mehr hinderlich als förderlich ist.

Daraus könnte hervorgehen, daß das Klima der Steinkohlenzeit ein feuchtes und nicht zu warmes gewesen sein muß. Bisher nahm man in der Regel dem gegenüber an, das Klima sei auf der ganzen Erde ungemein warm und schwül gewesen und suchte die ungewöhnlich üppige Pflanzenvegetation aus einem tropenähnlichen Klima herzuleiten. Man dachte sich die Erde in dicke, regenschwangere Wolken eingehüllt, welche dem Sonnenlichte nur abgeschwächten Zutritt gestatteten, so daß eine Art Halbdämmerung herrschte, wogegen die Erde noch bedeutende Wärme ausstrahlen sollte, vermöge welcher in Verbindung mit dem Feuchtigkeitsgehalte der Atmosphäre die Pflanzen in einer nie dagewesenen Ueppigkeit gediehen.

Nach den neuesten Forschungen hat diese Annahme viel von ihrer Wahrscheinlichkeit verloren. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß die klimatischen Verhältnisse der Steinkohlenzeit nicht sonderlich von den jetzigen abwichen. Man weiß, daß ein tropisches Klima der Torf- und Kohlenbildung ungünstig ist, und erklärt man das Entstehen der Steinkohlenlager durch die Thätigkeit der Moore, so wird man gezwungen sein, ein feuchtes, aber gemäßigtes Klima anzunehmen. Von der hohen Eigenwärme der Erde wird man gleichfalls absehen müssen und

wird der erwärmenden und belebenden Sonne ihr Recht einräumen, mindestens dann, wenn die neueren Entdeckungen sich nicht als Irrthum erweisen. Diese bestehen in nichts Geringerem als in der Entdeckung deutlicher Spuren von Eiswirkung in den Ländern um den Indischen Ocean und würden demnach beweisen, daß die Erde theilweise bereits mit umfangreichen Eismassen bedeckt war, daß in Ostindien, Afrika und Australien mächtige, eisgekrönte Gletscher in die Wolken ragten, während im jetzigen gemäßigten Klima und in den Polarländern eine üppige Steinkohlenflora die Erdoberfläche überzog. Damit taucht ein großes, tiefes Räthsel auf, das zu lösen der Wissenschaft noch nicht gelungen ist. Sind indessen die Schlüsse auf eine Eiszeit in den jetzigen Tropenländern richtig, so geht daraus hervor, daß die Eigenwärme der Erde in der Steinkohlenzeit nicht höher gewesen sein kann als jetzt und daß die Erde bereits ihr Licht und ihre Wärme voll und ganz von der Sonne empfing, daß demnach die Atmosphäre nicht erheblich dichter sein konnte, als sie heute ist. Die Erde mußte also zur Steinkohlenzeit in ihrer Abkühlung und ihrer Entwicklung schon weit vorwärts geschritten sein und ein sehr langes Lebensalter hinter sich haben.

So üppig die Steinkohlenflora war, so eintönig, so ermüdend, so aller Abwechslung bar mochten jene riesigen Farnwälder erscheinen, die aus wenigen Pflanzenformen zusammengesetzt waren und des Schmuckes der Blumen und duftenden Blüthen gänzlich entbehrten. Unschöne, kahle Schafthalme ragten mit ihren astlosen Stämmen bis zu 100 Fuß hoch in die Luft und liefen nach oben in eintönige, zapfenartige Kronen aus; neben ihnen wucherten, an Größe wetteifernd, die etwas verzweigteren, mit struppigen Ausläufern oder Aesten versehenen Bärlappe aus der Classe der Schuppenfarne, abwechselnd mit den zierlichen, quirlartig belaubten Riesenhalmen, die auf dem Bilde des Farnwaldes der Steinkohlenzeit links zwischen den hohen Schaft-



Farnwald der Steinkohlenzeit. (Nach Häckel, Schöpfungsgeschichte.)

halmen hervorragen. Am Boden breiten üppige Farnkräuter ihre gefiederten Blätter aus, und aus diesen erheben sich die auf dem Bilde rechts sichtbaren, hochaufwachsenden Schuppenbäume, welche mit ihren herrlichen, palmenähnlichen Blätterkronen vortheilhaft gegen die kahlen Schafthalme abstechen und dem Steinkohlenwalde einigermaßen Abwechslung verliehen.

Der Eindruck, den ein Steinkohlenwald auf das Gemüth eines jetztzeitigen Menschen gemacht haben würde, müßte ein düsterer, unheimlicher und langweiliger gewesen sein. Keine buntfarbige Blume streckte ihre Blüthe aus dem einfarbigen Blatteinerlei, kein Schmetterling tändelte von Pflanze zu Pflanze, keine Biene summte schwirrend durch die Luft, kein erfrischender Waldhauch labte die Lungen. Ueberall eintönige, kahle Schafthalme und Farnenbäume mit ihren gefiederten Blattkronen. Ueberall düsteres Schweigen, überall unheimliche Ruhe, nur unterbrochen durch das Rascheln der Farnenwedel und das Klappern der Riesenhalme, welche ein Windstoß an einander schlägt. Und auch dieser Ton ist unheimlich und er erhöht die düstere Scene, indem er die schweigsame, träge Thierwelt in Bewegung bringt, giftige Skorpione, widerliche Tausendfüßler, häßliche Küchenschaben, riesige Spinnen, gefräßige Heuschrecken, lichtscheue Grillen, häßliche Sumpffliegen und die stumpfen, widerlichen Bewohner der stockenden Sümpfe, die neuen Könige der Thierwelt, Molche von krokodilartiger Gestalt und Frösche, welche an Größe unseren heutigen Ochsen fast gleichkommen. Sie alle sind stumm und kennen noch nicht die Wohlthat des mittheilsamen Stimmmittels. Kein zwitschernder Vogel wiegt sich auf den Bäumen, kein stimmbegabtes Thier durchstreift die öde, todtenstille Farnenwaldung. Und doch — ein unschöner, scharfer Ton wird hörbar, das Gezirp einer Grille, das Wetzen einer Heuschrecke, die ersten Laute der Patriarchen der Insecten und der tonbegabten Thierwelt.

Es ist eine eintönige, armselige Thier- und Pflanzenwelt und doch hat sie einen bedeutenden Fortschritt gegen diejenige der Devonzeit gemacht. Die Trilobiten und Riesenkrebse sowie die Panzerfische sind ausgestorben, dafür sind andere Thiere erschienen, unter ihnen hervorragend als erste Kriechthiere die Stammväter der Amphibien und Reptilien. Mit ihnen tritt die Thierwelt aus dem Rahmen der Fische heraus, mit ihnen betreten die ersten Vierfüßler den Schauplatz. Merkwürdige Gestalten sind es allerdings noch, jene Könige der Steinkohlenzeit; weder Reptilien noch Amphibien, haben sie von jedem einige Merkmale in sich vereinigt und so treten sie uns als wunderliche Mitteldinger entgegen und zeigen uns wiederum, daß den jetztlebenden Thieren stets Stammformen vorhergingen, welche die gemeinsamen Merkmale der späteren Arten besaßen und Uebergangsglieder bildeten, aus denen sich jene zweigartig nach verschiedenen Richtungen entwickelten. Da ist zunächst der „Archegosaurus," der Eidechsenstammvater, vom knochengepanzerten Kopf an Reptil, nach dem Hintertheile zu Amphibium, welcher mit einem kleinen Krokodil verglichen werden kann, in Wirklichkeit jedoch nur zur Hälfte ein solches ist. Dann kommt „Dolichosoma," ein schlangenartiges Geschöpf, hierauf „Anthracosaurus," ein froschähnlicher Riese von der Größe eines Ochsen und noch andere derartige liebenswürdige Geschöpfe. Auf dem Festlande war, wie schon erwähnt, gleichfalls eine neue Gesellschaft erschienen, häßliche, niedrigstehende Insecten, unter denen sich gefräßige Arten befanden, die einen verheerenden Kampf gegen den üppigen Urwald eröffneten und die saftigen Farne massenhaft zernagten und vernichteten.

Treten wir endlich in den letzten Abschnitt des Alterthums unserer Erde ein, in die „Dyas" oder das „Perm," so stoßen wir wieder auf eine hypothetische Eiszeit, mit welcher ein allgemeiner Niedergang der üppigen Wälder uud auch der Thierwelt in Verbindung gebracht wird.

Zu leugnen ist nicht, daß die Flora und Fauna nach den in Europa gefundenen Versteinerungen ziemlich ärmlich erscheint, indessen braucht deshalb kein Stillstand in der Entwicklung eingetreten zu sein, wie man früher annahm, sondern es liegen offenbar andere Ursachen zu Grunde. Eine von diesen könnte die erwähnte Eiszeit sein. Auch war um jene Zeit das jetzige Deutschland durch sonstige ungünstige Verhältnisse für die Thierwelt unwohnlich, so daß die letztere auswanderte und nach einem anderen Erdtheile gedrängt wurde. Für diese Annahme dürften die mächtigen, aus der Dyaszeit stammenden Salzlager bei Staßfurt und Sperenberg sprechen, von denen das erstere ungefähr 900 Meter, das letztere mehr als 4000 Fuß Gesammtmächtigkeit besitzt. Diese Salzlager können nur durch Verdunsten aus Meerwasser entstanden sein; nur war ein ungeheurer Zeitraum nöthig, bevor jene mächtigen Salzlager durch Abdunstungsproceß entstehen konnten, und während einer langen Zeit mögen die Salzseen, welche einen Theil Deutschlands überflutheten, ein ähnliches Bild der Verödung dargestellt haben, wie jetzt das todte Meer.

Ein Stillstand in der Entwicklung der Pflanzen- und Thierwelt ist dagegen niemals eingetreten. Die erstere zeigte im Beginn der Dyaszeit noch den Charakter der Steinkohlenflora, änderte diesen nach dem Ende zu aber allmählig, indem die weichlichen Pflanzen zurücktraten und kräftigere Farne und Coniferen die Ueberhand gewannen. Die Thierwelt war nur ärmlich vertreten, hatte sich aber trotzdem ruhig weiter entwickelt, denn zum erstenmal stoßen wir jetzt auf einen Vertreter der höheren Wirbelthiere, auf ein wirkliches Reptil. Dasselbe, Ureidechse oder „Proterosaurus Speneri" genannt, ist für die Entwicklungsgeschichte von großer Bedeutung; es ist ein Mittelding zwischen den später auftretenden Schreckensechsen, zwischen Krokodilen und zwischen den Eidechsen. Dieses erste Reptil, welches nach dem Ende des Alterthums auf der Erde auftaucht, kündet

als Herold das Erscheinen einer riesigen, abenteuerlichen und grotesken Thierwelt an, die im nächsten Abschnitt beschrieben werden soll. Dieselbe weist Vertreter von so unaussprechlich häßlichen, entsetzenerregenden und riesigen Gestalten auf, wie sie die Erde in keinem anderen Zeitalter wieder hervorbrachte.



Die Stärke des schwachen Geschlechtes.

Von Dr. Bernhard Münz.

Die zum Lobe des Herrn am frühen Morgen ertönenden hebräischen Sprüche lauten im Munde des Mannes und des Weibes nicht vollkommen gleich. Jener preist Gott darob, daß er ihn nicht zum Weibe gemacht hat, und dieses benedeit den Schöpfer, daß er es nach seinem Gutdünken geschaffen hat. Die jüdische Liturgie predigt somit der Frau Fügsamkeit in den Willen des Herrn, sie macht ihr gottergebene Resignation zur Pflicht. Steht ihr jedoch solche Entsagung zu? Ist für sie die Nothwendigkeit vorhanden, mit ihrem Lose nicht zufrieden zu sein? Ist ihr so viel versagt, daß sie das Bedürfniß hat, sich über das Versagte durch Entsagung hinwegzutröşten? Ich dächte nein. Suum cuique. Jedem ist das Seine gegeben. Die ausgleichende Gerechtigkeit hat das weibliche Geschlecht dafür, daß sie es nicht mit Stärke ausgestattet hat, reichlich entschädigt, so daß es neidlos auf das männliche Geschlecht blicken kann. Die Frau ist dem Manne nicht untergeordnet, sondern beigeordnet. Die traurigen Zeiten ihrer entwürdigenden gesellschaftlichen Stellung und ihrer geistigen Verkümmerung haben schon längst ihrer Gleichberechtigung Platz gemacht.

Der Mann ist stark. Die Frau hat jedoch keinen geringen Antheil daran, daß er seine Stärke richtig verwendet und verwerthet. Sie ist der Genius des Mannes, denn alles Gute, Schöne und Edle mündet in die Liebe. Die Liebe ist die Würze des Lebens, sie verklärt und erhöht es, sie gießt erhellende Lichtstrahlen über dasselbe aus. Es liegt ein großes Stück Wahrheit in der biblischen Mythe, daß Eva den Adam zum Genusse des Apfels der Erkenntniß verleitete. Wo die Liebe ihren göttlichen Zauberstab schwingt, da fällt die Binde

von den Augen und es offenbaren sich die höheren Zwecke des Daseins. Die Thatkraft des Mannes wird geläutert und beflügelt, seine Schaffenslust gefördert und vervielfältigt, wenn der herrliche Abglanz des Gottes Amor auf ihn fällt, der Minne Sold als Lohn ihm winkt. Die Augenweide, welche der Anblick der verkörperten Idee des Schönen dem Manne bereitet, die Seligkeit, mit welcher die Gunst der Krone der Schöpfung ihn erfüllt, lassen ihn über sich selbst hinauswachsen, sie wecken ihn zu großen, hochherzigen Zielen und drängen ihn ungestüm, sich jener Gunst werth zu erweisen, sich sie durch den Einsatz seines ganzen Ich zu verdienen und zu bewahren. Nicht nur die „schönere Hälfte“ des Mannes nennt der Volksmund die Frau, er nennt sie auch dessen „bessere Hälfte“, und er thut gar wohl daran, denn ihr mildes, freundliches Walten ist von dem wohlthätigsten erziehlichsten Einflusse auf den Mann, es vertieft und erweitert die guten Triebe und Regungen in ihm, es macht sie reicher und üppiger sprudeln. Die Frau vermag den liebenden Mann in ihr Ideal zu verwandeln, wenn sie ihm verständnißinnige, hingebungsvolle Liebe entgegenbringt; denn wen möchte es nicht gelüsten, in dem traulichen Schatten des Ewig-Weiblichen zu ruhen? Die Stärke edler Frauen reicht sogar so weit, daß sie selbst die Hölle mit Erfolg in die Schranken fordern können. Sie schmelzen durch ihre sonnigen Blicke die härtesten Eiskrusten und streuen den Samen des Guten aus, wo das Laster wüste Orgien gefeiert hat.

Das Weib trägt aber noch eine zweite Krone, welche sich mit der eben geschilderten an Pracht und Schimmer mißt, — die Krone der Erzieherin ihrer Kinder. Sowie die Mutter, kann der Vatter unmöglich die Kinder ins Herz geschlossen haben, weil sie die Schmerzenskinder der Mutter sind, welche sie in ihrem Schoße getragen und unter Wehen geboren hat. Also ist die Wartung und Pflege der Kinder schon nach Maßgabe ihrer Entstehung hauptsächlich der Mutter überantwortet; diese ist durch das innigste Band der Zusammengehörigkeit, welches sie mit den Kindern umschlingt, in erster Linie berufen, dieselben unter ihre Fittige zu nehmen, zumal es dem Manne an der nöthigen Muße hiefür gebricht. Das starke Geschlecht muß als solches hinaus in das feindliche Leben, es steht zufolge seiner Stärke im Vordertreffen des Kampfes um das Dasein; es kann die Liebe als eine Zierde des Lebens nur genießen, nach gethaner Arbeit erst kann es sich ihr hingeben, um in ihr Erholung und Aufmunterung zu neuer Mühsal zu finden. Mithin hat die Frau den vorwiegenden Antheil an der Entfaltung der Kinder. Sie hält unentwegt und selbstvergessen die Fäden ihrer körperlichen Entwicklung in den Händen und lauscht mit vorgebeugtem Ohre den Aeußerungen ihrer Vernunft, deren Sonne wohl noch nicht

mit ihrer Feuerscheibe am Horizonte glänzt, jedoch schon mit den ersten Strahlen die Gipfel der fernen Berge vergoldet. Gleich einem Reiher schwebt sie unhörbar still über dem Weiher einer reinen Kindesseele und spiegelt sich in seiner Fluth. Sie gräbt die ersten Schriftzüge in die unbeschriebene Tafel der Kindesseele, sie küßt diese aus dem Schlafe, indem sie das Kind mit den Elementen der Sprache vertraut macht, sie vermittelt ihm die ersten Eindrücke und Anschauungen, sie entführt es, um spielend in ihm eine leise, dämmernde Ahnung der ewigen, ehernen, großen Gesetze heraufzubeschwören, in das duftige, romantische Zauberland des Märchens, um sich alsdann mit der Schule in die Aufgabe der Erziehung zu theilen. So ist sie Kind mit dem Kinde und wächst in ihm und mit ihm allgemach zur Reife heran. Es ist unter diesen Umständen wahrlich nicht zu viel gesagt, daß der Grund zu den Geschicken der Generationen von den Frauen gelegt wird.

Weit entfernt davon, sich resignirt in ihr Schicksal fügen zu müssen, kann die Frau nach alledem stolz und erhobenen Hauptes eingedenk ihres erhabenen, wunderwirkenden Berufes ähnlich dem Manne ausrufen: „Selbst ist die Frau." Sie ist die Triebkraft der Mannesarbeit und die Hoffnung des Staates. Demgemäß sind wir vollauf berechtigt, den Schlüssel zu dem Wohl und Weh der Einzelnen und der Völker mit den Franzosen in dem Spruche: „Cherchez la femme" zu suchen. Sehr schön huldigte Hermann Lingg in dem Prologe für das im Jahre 1889 stattgefundene Wohlthätigkeitsfest zum Besten des Vereins für Volkserziehung in Augsburg den Frauen:

„Des Volkes Zukunft, eurer Huld, o Frauen,
Euch ist sie anvertraut, in eurer Hand
Liegt wie von jeher Hoffen und Vertrauen
Und Liebe! Ihr befestigt stets das Band,
Das alles Treffliche verknüpft auf Erden;
Was ihr beginnt, muß schön vollendet werden!"

Soll das schwache Geschlecht jedoch zur Bethätigung der hier geschilderten Stärke gelangen, dann muß das Weib der Stimme der Natur folgen, welche ihr auf's unzweideutigste zu erkennen gibt, daß ihr Entwicklungsgang sich in einer ganz anderen Richtung zu bewegen habe, als der des Mannes, daß die Herzensbildung bei ihr vor der Geistesbildung den Vorrang haben müsse. Ihr Beruf ist es, zu lieben und geliebt zu werden, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Nicht ein Schmuck des Lebens nur, das Leben selbst sei ihr die Liebe. Nicht das Gemüth allein soll sie ihr ausfüllen, von ihrem ganzen Wesen vielmehr soll sie Besitz ergreifen. Und diese ihre Bestimmung erfüllt sich nur dann, wenn sie nicht lüstern

nach den Lorbeeren der Wissenschaft und der Kunst die Hand ausstreckt. Wohl mag auch für die Priesterin des Wahren und Schönen die Stunde schlagen, in welcher sie von Amors Pfeilen getroffen wird und übermächtig von Liebe erglüht; allein ob auch das Feuer in ihrem Busen zu heller Lohe sich entzündet, es ist ihr versagt, Gegenliebe zu finden, Liebe zu wecken. In der Hingabe an die Kunst und Wissenschaft ist ihr mit den thaufrischen Rosen der Wangen auch die kindlich-naive Unbefangenheit erstorben; der schlichte, trauliche Sinn ist ihr unwiederbringlich verloren gegangen, und da sollte ein echter und rechter Mann, welcher sich zur Selbsterkenntniß emporgeschwungen, in Liebe entbrennen können? Alles Begehren entspringt einem Mangel; der Mann fühlt sich zum Weibe hingezogen, weil er sich in dem Ringen um das Leben und die Probleme desselben nicht als ganzen Menschen fühlt, weil sein mehr oder weniger kühles, nüchternes Verstandesleben einer Ergänzung durch das träumerische, sinnige, unmittelbare Empfindungsleben bedarf.

Diesen unvergleichlichen Schatz kann diejenige, welche aus dem stillen Heiligthum des Gefühlslebens herausgetreten, ihm nicht bieten, denn sie hat ihre Natur von sich abgestreift und ist zum Mann-Weibe geworden. Statt des Prinzeßlein Anmuth steht ein fremdartiges Wesen vor ihm, in dessen Nähe ihn ein eigener, ehrfurchtsvoller Schauer anweht. Jede Versündigung an der Natur hat sich noch immer an dem gerächt, welcher sich sie zu Schulden kommen ließ, und so entgeht auch die Frau, welche über die zwischen dem Seelenleben des Mannes und des Weibes errichteten Schranken hinwegsetzt, ihrem Schicksale nicht. Selbst die aus dem Haupte des Zeus geborene Pallas Athene ist nicht ungestraft die Göttin des hellen, lichten Geistes, die Göttin der Weisheit. Sie ist es, wie ihr Beiname „Parthenos" besagt, um den theuren Preis ewiger Jungfräulichkeit.

Die „Emancipation" der Frau hat wohl ihre Berechtigung. Sie wird — ganz abgesehen davon, daß eine vernünftige Erziehung unverwandt darauf achten muß, daß das Weib in den Stand gesetzt werde, den ihr durch eine allfällige ungünstige Lage der Verhältnisse aufgedrungenen Kampf ums Dasein zu bestehen — durch ihren Beruf verlangt. Wenn es ihr gelingen soll, die Furchen auf des Gatten Stirn zu glätten, den Bann der unwirschen Laune, welche er etwa nach Hause bringt, zu brechen, die Verbitterung, welche sich in ihm festzusetzen droht, im Keime zu ersticken, wenn es ihr gelingen soll, eine verständnißinnige Gattin und Mutter zu sein, dann wahrlich darf ihr Geist nicht brach darniederliegen, es muß sich zu der Herzensbildung eine tüchtige und würdige Geistesbildung gesellen; allein diese hat mit streng wissen-

schaftlicher Schulung und selbständigen geistigen Thaten nichts gemein. Nicht unmittelbar, nur mittelbar hat die Frau der Kunst und Wissenschaft ihre Kräfte zu weihen, indem sie den Jüngern derselben nach Möglichkeit das Leben verschönert, schalkhaft ihnen den duftigen Kelch der die Seligkeit der Götter auf die Erde herniederzaubernden Liebe credenzt, indem sie mit einem Worte mit zärtlicher, heimlicher Fürsorge in ihrer lieblichen, stimmungsvollen Häuslichkeit das Scepter schwingt. In der That waren es denn auch nicht geistige, sondern häusliche Talente, nach welchen die deutschen Dichterfürsten bei der Wahl ihrer Frauen Ausschau hielten. Sie erhoben zu ihren Gattinnen nicht die glänzenden, blendenden, gesellschaftlichen Genies, an welchen ihre Einbildungskraft sich erhitzt und entzündet hatte; sie klopften vielmehr, wenn der Ernst des Lebens sie zu einem Bunde fürs Leben herausforderte, an die Pforten der Einfalt und Gemüthlichkeit. So führte, um zwei ganz besonders hervorstechende Beispiele namhaft zu machen, der Olympier Goethe, dessen Lebensweg sich mit dem der Frau von Stein gekreuzt, die Blumenmacherin Christiane Vulpius an seinen Herd, und der so schwer zu befriedigende Heine suchte und fand sein Heil in der Ehe mit der in der Pariser Vorstadt aufgewachsenen Mathilde.

Der Fluch des sich seiner selbst entäußernden weiblichen Strebens vollzieht sich in anschaulicher Weise in Grillparzers „Sappho". Die Dichterin hat in Olympia, wo ihr im Angesichte des ganzen versammelten Griechenland des Gesanges Preis zu Theil geworden, den in seiner vollen Jugendschöne und Manneskraft an den Gott der Leyer und des Bogens gemahnenden Phaon kennen und lieben gelernt und kehrt an seiner Seite in ihr lauschiges, idyllisches Eiland zurück. Hier in dieser Gegend, „die der Erde halb und halb den Fluren, die die Lethe küßt, an einfach stillem Reiz scheint zu gehören, in diesen Grotten, diesen Rosenbüschen, in dieser Säulen freundlicher Umgebung" will sie mit ihm das Leben zwischen dem kalten, unfruchtbaren Lorbeer und den heiteren Blüthen der Liebe theilen. Doch kann sie, kaum daß Phaon sich zurückgezogen, um nach der Reise schwerer Last ein wenig der Ruhe zu pflegen, über der Vergangenheit der Gegenwart nicht froh werden; sie kann sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, daß sie in dem Ringen nach Unsterblichkeit den, die Liebe des Mannes dauernd an sich fesselnden, harmlosen Sinn verloren habe. Die Erfüllung der sie durchzitternden Ahnung läßt nicht lange auf sich warten. Phaon sieht Sappho's Sclavin Melitta, welche bescheiden und anspruchslos wie das Veilchen blüht, er lauscht der ergreifenden, die tiefsten und wärmsten Herzenstöne anschlagenden Klage, in welcher sie ihr Weh über ihre gänzliche Vereinsamung und Verlassenheit ausdrückt, und von nun an gehört all sein Fühlen ihr.

Die beleidigte und gekränkte Liebe Sappho's ist allerdings darauf bedacht, ihm Melitta's Anblick zu entziehen, sie von ihm durch das Meer zu trennen; allein Phaon's Liebe schläft und schlummert nicht, sie wacht, um die List der von Eifersucht gequälten Dichterin zu hintertreiben. Phaon will und kann nicht von Melitta lassen, weil er Liebe nur einem irdischen Weibe, einem Weibe von dieser Welt, nicht aber einem durch den Verkehr mit den Göttern selber zu einem Götterbilde erstarrten Weibe zu Füßen legen kann. Wie ein heller, feuriger Strahl durchzuckt ihn diese Erkenntniß, da er nach Einholung durch Sappho's Mannen in das Auge der Dichterin blickt, und er läßt sich, um den in ihr tobenden Aufruhr zu beschwichtigen, also vernehmen:

„O es wird helle, hell vor meinem Blicke,
Und wie die Sonne nach Gewittersturm,
Strahlt aus der Gegenwart entlad'nen Wolken
In altem Glanze die Vergangenheit.
Sei mir gegrüßt, Erinn'rung schöner Zeit!
Du bist mir wieder, was du einst mir warst,
Eh' ich dich noch geseh'n, in ferner Heimat,
Dasselbe Götterbild, das ich nur irrend
So lange für ein Menschenantlitz hielt,
Zeig' dich als Göttin! Segne, Sappho! Segne!
. . . .
Wenn ich dir Liebe schwur, es war nicht Täuschung;
Ich liebte dich, so wie man Götter wohl,
Wie man das Gute liebet und das Schöne.
Mit Höhern, Sappho, halte du Gemeinschaft,
Man steigt nicht ungestraft vom Göttermahle
Herunter in den Kreis der Sterblichen.
Der Arm, in dem die gold'ne Leyer ruhte,
Er ist geweiht, er fasse Nied'res nicht.
. . . .
Den Menschen Liebe und den Göttern Ehrfurcht,
Gib uns, was unser, und nimm hin, was dein!
Bedenke, was du thust und wer du bist!"



Miscellen.

Das Alter der Narcotica. Gewöhnlich wird die kunstgerechte Betäubung, die Narcose, bei Operationen als eine Errungenschaft der modernen Heilkunde angesehen. Ist auch die Ausbildung der Methode und die Auswahl der Mittel ein Verdienst unserer heutigen Wissenschaft, so ist doch die Idee, chirurgische Operationen schmerzlos auszuführen, beinahe so alt, wie die Medicin selbst und die ersten Versuche zur Herbeiführung der Anästhesie bei chirurgischen Eingriffen reichen bis in die frühesten Zeiten zurück. Von Zeit zu Zeit wieder aufgenommen und weil mit unzulänglichen Mitteln in's Werk gesetzt, auch wieder verlassen und vergessen, tauchten sie immer wieder von Neuem auf, um endlich nach Jahrhunderten zur festen sichern Methode zu werden.

Schon die alten Egypter waren in der Zubereitung berauschender und anästhesirender Mittel, bei denen indischer Hanf und Opium die Hauptrolle spielten, wohl bewandert und wenn sie statt des Glüheisens Moxen aus Hanf anwandten, so geschah dies wohl in der Absicht, damit der betäubende Rauch des Hanfs die Schmerzen der Operation lindere. Die Assyrer, schreibt Caspar Hofmann, drückten bei Kindern die Halsgefäße zusammen, um sie dadurch gegen Schmerz unempfindlich zu machen.

Die Chinesen waren schon im 3. Jahrhundert unserer Aera im Besitz anästhesirender Mittel. In einem zu Anfang des 16. Jahrhunderts veröffentlichten chinesischen Werke, betitelt Kou-kin-i-Tong, Sammlung alter und neuer Medicamente, fand Stanislaus Julien eine biographische Notiz über den chinesischen Arzt Moa-Tho, der in den Jahren 220—230 unserer Aera seinen Kranken, die operirt werden sollten, das Präparat Ma-yo, indischen Hanf, gab, durch das sie gefühllos wurden, „gleich als ob sie trunken oder des Lebens beraubt wären." Bekanntlich erzeugt der Rauch des indischen Hanfs narcotische Wirkung und der Haschisch, der aus dem Harze, den Blättern und Blüthen des Hanfes gewonnen wird, ist in Afrika, in Persien, Indien und in der Türkei ein beliebtes und viel gebrauchtes Berauschungsmittel.

Plinius der Jüngere, der römische Naturforscher und Discorides pedanius, die um das Jahr Fünfzig nach Christi Geburt lebten, erzählen vom Stein von Memphis, der gepulvert und mit Essig vermischt auf Körpertheile gelegt, die geschnitten oder gebrannt werden sollten, Unempfindlichkeit für Schmerz bewirkte. Littré nimmt an, daß dieser Stein von Memphis eine Art Marmor gewesen sei, der bei Zusatz von Essig Kohlensäure entwickelte, die örtlich anästhesirte.

Ein viel erwähntes Narcoticum des Alterthums ist sodann die Mandragora oder Alraunwurzel, die schon den Griechen wohlbekannt war.

Diskorides berichtet von Aerzten, die die Mandragorawurzel mit Wein bis auf ein Drittel der ursprünglichen Menge abkochen und bei Schlaflosigkeit und heftigen Schmerzen oder auch vor Operationen ein Glas voll dieser Abkochung nehmen lassen. Eine andere Art von der Mandragora, wahrscheinlich den weißen Samen, beschreibt er als Morion, von dem er sagt, daß eine Drachme davon genommen Verlust des Bewußtseins und 3—4stündigen Schlaf zur Folge habe und daß die Aerzte sich dieses Mittels bedienen, wenn sie schneiden oder brennen. In ähnlicher Weise äußert sich Plinius über die Wirkung der Mandragora, nur zieht er die Blätter der Wurzel vor und bemerkt, daß es Menschen gebe, die schon durch den Geruch der Mandragora betäubt und eingeschläfert würden.

Th. S.

Die Verschiedenheit der Arzneipflanzen. Daß die Pflanzen in engem Zusammenhang mit dem Boden und dem Klima stehen, auf dem und in dem sie wachsen, ist bekannt. Gewöhnlich aber nehmen wir nur an, daß von den genannten Factoren das Verbreitungsgebiet der einzelnen Gattungen abhängt. In Wirklichkeit wird durch sie aber auch die innere Gestaltung und Entwicklung in bedeutendem Maße beeinflußt, wie sich das namentlich bei den Arzneipflanzen zeigt. So geht bei vielen Arzneipflanzen, wo es sich darum handelt, Kohlehydrate in größerer Menge zu erzielen, durch die Cultur ein großer Theil der Wirksamkeit verloren und sind daher im Allgemeinen die wild wachsenden Pflanzen den in Gartenerde gezogenen vorzuziehen. Aconit, Fingerhut, Wermuth verlieren an Wirksamkeit, wenn man sie im Garten anbaut. Werden die Culturen freilich unter Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen die Pflanze wild vorkommt, angestellt, so können sie unter Umständen viel kräftigere Arzneien liefern. Die Anpflanzungen der Chinabäume in Ostindien lieferten unter gewissen Verhältnissen — Bemoosung, Düngung — Chinarinden, welche die aus Südamerika stammenden Rinden in ihrem Gehalt an Alkaloiden beträchtlich übertrafen. Manche Arzneistoffe stammen zwar nur von cultivirten Pflanzen ab wie Opium und Pfefferminzöl, es ist aber durchaus nicht gleichgiltig, wie die Cultur stattfand. Die Mohnpflanze gibt ganz verschieden starke Präparate in Kleinasien als in Persien. Das englische Pfefferminzöl von Mitcham ist weit angenehmer und besser als das in Amerika erhaltene, aber auch in Mitcham wird keineswegs immer Oel derselben Qualität gewonnen, da selbst zwei nebeneinander liegende Culturländer fast nie ein gleiches Oel geben. Auch hier liefern die Pflanzen, die am üppigsten gewachsen

sind, die geringste Menge Oel und das Pfefferminzöl von dem an Mitcham angrenzenden Kirchspiel von Carlshalton steht dem ersteren weit nach. Von Mitcham nach Ostindien verpflanzte Pfefferminzpflanzen haben ein viel weniger angenehmes Oel in geringer Menge geliefert. Die den Geruch der Wurzel vom Baldrian bedingenden Stoffe entwickeln sich bei Weitem reichlicher in Pflanzen, die in Wäldern und Berggegenden gewachsen sind, als im sumpfigen Terrain der Ebene. Auch der Fingerhut ist am wirksamsten in Berggegenden. In sandigem Terrain verlieren fast alle wohlriechenden Pflanzen ihr Aroma. Bei gewissen Pflanzen ist offenbar die Einwirkung der tropischen Sonne durchaus nothwendig, um ihnen medicinische Eigenschaften zu verleihen. So ist in Indien, Egypten oder den südlichen Staaten Nordamerika's gewachsene Hanfpflanze mit stark narkotischen Eigenschaften in der Weise ausgerüstet, daß die blühenden Zweigspitzen der weiblichen Pflanze das Material zu dem bekannten Berauschungsmittel, dem Haschisch, liefern, während diese Eigenschaft dem Hanf in unseren Klimaten fast ganz abgeht. Auch die Thatsache, daß der in Großbritannien in der medicinischen Praxis gebräuchliche Besenginster, wenn er an sonnigen Plätzen wächst, viermal so viel Sparteïn, das in ihm wirksame Alkaloid, liefert, gibt für den Einfluß der Wärme einen Beleg. Schließlich sei noch eine im südlichen Asien wachsende Crassulacee erwähnt, deren Blätter am Morgen sauer, am Mittag geschmackfrei und am Abend bitter sind. Th. S.

Die Musik der armen Leute. Der Leierkasten gehört zu einem der verachtetsten Musikinstrumente, von dem man nur scheltend und mit höhnischem Nasenrümpfen spricht. Es gilt für ungebildet, die Töne der Drehorgel für hübsch zu finden und an ihnen Gefallen zu zeigen; und es gibt Leute, die auf allerhand Mittel verfallen sind, um die Leierkastenmänner von ihrem Hause fernzuhalten. Ein bekannter Componist fand sich durch eine Pauschalsumme ab, und Rossini suchte sie sich dadurch fernzuhalten, daß er sie gewaltig lobte, immer noch um ein Stück bat, dann aber nichts zahlte. Und doch sind diese Leierkastenmänner von großer Bedeutung für das gewöhnliche Volk und die armen Leute. Man braucht ihnen nur zu folgen in einen jener hohen, sonnenlosen Höfe, in den minder vornehmen Theil der großen Städte, wo die Leute dicht gedrängt an einander wohnen. Wie da die blassen schlechtgekleideten Kinder herauskommen und zu der lustigen Musik tanzen! Wie ihre Augen sich verklären! Ringsum öffnen sich die Fenster, und in der Kellerthür erscheint die arme Arbeitersfrau mit dem jüngsten auf dem Arm, das vor Vergnügen zappelt! Nun zieht der „Künstler" ein anderes Register auf und dreht mit

unvergleichlichem Gefühl: „Ich bitt' euch, lieben Vögelein!" Da überkommt das weiche Köchinenherz die Rührung, sie wickelt ein paar Kreuzer oder Pfennige ein und wirft das Packetchen dem Musikanten zu. Und wer behauptet, eine Drehorgel sei des wechselnden Ausdruckes nicht fähig, der hat nie gehört, welche jauchzenden Jubeltöne ihr nach einem solchen Acte ehrenvoller Anerkennung zu entquellen vermögen. Die schmächtige Näherin im zweiten Stock läßt einen Augenblick die Maschine ruhen und hängt den Träumereien nach, welche ihr romantisch gestimmtes Herzchen erfüllen. Sie denkt an den schönen Grafen aus dem letzten Roman, den sie gelesen hat, der so überaus edel und großmüthig war und allen Hindernissen zum Trotz die arme, aber schöne und tugendhafte Putzmacherin heiratete. Und ein kleiner Seufzer kommt über ihre Lippen; denn sie weiß sehr wohl, daß in dieser materiellen Welt die edlen und großmüthigen Grafen sehr dünn gesäet sind. Und weiter hinauf, der alte Abschreiber, läßt er nicht auch die Feder ruhen und stützt den Kopf auf den mit abgetragenem Schreibärmel versehenen Arm und blickt nachdenklich hinauf in die Wolken, welche über den Dächern einherziehen, in die Wolken, welche so hoch fliegen wie einst seine Träume von Ruhm und Glück geflogen sind? Ist nicht allen diesen Leuten diese Musik ein klein bischen Sonnenschein, der in ihr lichtarmes Leben fällt? Man darf ihnen den wohl gönnen, und wenn es uns einmal des Gedudels zu viel wird, da mögen wir versuchen, es zu ertragen mit dem Gedanken: „Es ist die Musik des armen Mannes!" H.

Man muß sich zu helfen wissen. Im Louvre zu Paris besah einmal eine Gesellschaft von Herren und Damen die königliche Juwelensammlung. Als die Besichtigung beendet war und man sich eben entfernen wollte, trat der Oberaufseher der Sammlung an die Gesellschaft heran und bat sie sehr höflich, einen Augenblick im Vorzimmer zu verziehen. Dann entfernte er sich, um bald darauf mit einer Schüssel wiederzukehren, die mit Weizen-Kleie gefüllt war, und die Gesellschaft zu ersuchen, sich in dieser Schüssel die Hände zu waschen. Man stutzte und frug lachend um die Ursache dieser sonderbaren Wäsche. „Das ist eine alte Einrichtung," versetzte der Oberaufseher. „Sie wurde schon von Ludwig XIII. eingeführt. Es war nämlich zu seiner Zeit eine glänzende Gesellschaft von Cavalieren und deren Damen hier. Eine dieser Damen fand nun ein so großes und unbezwingliches Wohlgefallen an einem der kostbarsten Ringe, daß sie denselben an sich nahm. Doch dies war, nicht wie sie glaubte, unbemerkt geblieben. Im Gegentheile. Der Oberaufseher hatte den Vorgang beobachtet und war heftig erschrocken . . . Das Schicksal der Comtesse lag in seiner Hand. Er hätte an sie herantreten und sie als Diebin entlarven können.

Allein er that es nicht und da er ihre Ehre retten wollte, verfiel er auf den Gedanken, eine Schüssel Kleie herbeizuschaffen und der Gesellschaft dieselbe Geschichte zu erzählen, welche Sie vernommen haben. Und das war sehr gut, denn die Comtesse verstand den Wink des Oberaufsehers und ließ während des Waschens den Ring in die Kleie fallen," schloß der Mann ernst seine Rede und reichte die Schüssel behufs der seltsamen „Waschung" herum. Und die Gesellschaft tauchte, den Erfindungsgeist des „damaligen" Oberaufsehers lobend, ihre Hände in die Kleie, nicht ahnend, daß die Diebin ihrem Kreise angehöre, und es der Einfall des dermaligen Oberaufsehers war, der ihre Ehre gerettet hatte. Der von ihr gestohlene Ring fand sich nämlich in der Kleie vor. — Man muß sich eben zu helfen wissen.

E. Sch.

Wahlfamilien und =Verwandtschaften. Es wird gewöhnlich angenommen, daß die Geschichte, welche uns Goethe in seinen Wahlverwandschaften erzählt, jeder thatsächlichen Grundlage entbehre. Allein das ist keineswegs der Fall. In Kroatien und Slavonien wenigstens wird der Reisende häufig auf größere und kleinere Gehöfte stoßen, welche von 10, 20, 30, ja selbst von 70 Personen bewohnt sind. Diese Personen sind jedoch keineswegs Miether, sondern bilden bei näherer Betrachtung mehrere kleine Familien, welche sich zu einer großen Familie vereinigt haben. Man nennt solch eine Vereinigung die „Hadruga". Den Grundstock derselben bilden die Blutsverwandten, oder besser, die Angehörigen eines Stammes, welche sich aus freier Wahl zu einer Familie vereint haben, in welche auf Verlangen auch die Gevattern, das heißt Tauf= und Trauungszeugen, ferner Milchgeschwister aufgenommen werden. Nebstdem kann sich aber auch jeder männliche Angehörige der „Hadruga" Brüder, sowie eine Schwester, und jedes weibliche Mitglied derselben Schwestern und einen Bruder wählen, welche alle durch diese Wahl mit den Mitgliedern der betreffenden Hadruga für immer verwandt werden. — Solch eine „Hadruga" lebt auf communistischer Grundlage von einem gemeinsamen Einkommen oder Vermögen, das von einem aus der Mitte der Gesammtheit gewählten Hausverweser verwaltet wird. Dieser Hausverweser erfreut sich des größten Ansehens; innerhalb der Familie gilt sein Wort und Befehl unbedingt. Eine Hausverweserin gibt es nicht, dafür aber wird der ältesten der Frauen alle Ehre erwiesen. Uebrigens soll das Leben in solch einer „Hadruga" sehr gleichmäßig und friedlich dahin fließen, besonders seitdem die früher streng verpönten Ehen zwischen Wahlgeschwistern gestattet sind. — Demnach brauchen also diejenigen, welche das Ideal von der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklichen wollen, nicht erst nach

Afrika auszuwandern, sondern blos nach Kroatien oder Slavonien zu gehen und eine gegen die bestehenden Gesetze in nichts verstoßende Hadruga zu bilden.

Schlechtes Geld. Im täglichen Leben ist so oft von „gutem Gelde" die Rede, daß sich Jedermann die Vermuthung aufdrängt, es müsse einst auch schlechtes Geld gegeben haben. Und dies war in der That der Fall. Und zwar vom Jahre 1622 angefangen. Karl Liechtenstein (geb. 1569), der erste Fürst dieses Hauses, war nämlich vom Kaiser Ferdinand II. zum Statthalter von Böhmen ernannt worden und hatte als solcher auch das Münzwesen unter sich. Eine seiner ersten Maßnahmen bestand nun darin, den Münzämtern den Auftrag zu ertheilen, aus der Prager feinen Mark Silbers, aus welcher bisher 8·8 Thaler oder 19 Gulden 39 Kreuzer ausgeprägt worden waren, 37 Gulden oder eigentlich Floren auszumünzen. Später, als die Münzstätten von Prag, Kuttenberg, Joachimsthal, Brünn, Olmütz und Wien einem Consortium überlassen wurden, an dessen Spitze ein gewisser De Witte und, die „rechte Hand" des Fürsten Karl Liechtenstein, der Jude Bassewi standen, wurden aus der Prager Mark nicht die inzwischen festgesetzten 71 Gulden 16 Kreuzer, sondern 79 Gulden, ja zuweilen sogar 110 Gulden ausgemünzt, wobei die Theilhaber, nach Gindely 12, nach einem anderen Geschichtsschreiber aber schon bei einer Präge von 42 Millionen nahezu 18 Millionen gewonnen haben sollen. — Ihr Verfahren, das heute ohne weiters Münzfälschung genannt würde, hatte natürlich eine Entwerthung der Erzeugnisse gewisser Münzstätten zur Folge. Dieselben gingen nur mit Zwangscurs und hießen anfangs das „lange", später aber das schlechte Geld, — zum Unterschiede von dem nach Aufdeckung und Einstellung obiger Manipulation wieder ausgemünzten vollwichtigen oder guten Gelde. Durch Ausgabe des Ersteren waren natürlich unzählige Menschen geschädigt worden und processirten gegen den Staat, der wieder die Erben des inzwischen verstorbenen Fürsten Karl Liechtenstein belangte und sie zum Ersatze eines allerdings verschwindend kleinen Theiles des verursachten Schadens verhielt. Und seltsamerweise befriedigten sie den Staat, allerdings mit dessen Vorwissen und zu einem vereinbarten Curse — zumeist mit schlechtem Gelde.

Die Grenzen des Mikroskops. Die Erfolge, die die Naturwissenschaften und die Medicin mit Hilfe des Mikroskopes errungen haben, haben zwar weit ausschauende Blicke in ein ungeahntes Gebiet thun lassen, sie haben aber gleichzeitig dargethan, daß wir mit unseren jetzigen Hilfsmitteln weit davon entfernt sind, auch nur annähernd eine klare Einsicht in den Aufbau der

Körper zu gewinnen. Mit unseren jetzigen Instrumenten können wir in Glas eingeritzte Linien von $^{1}/_{90000}$ Zoll Breite wahrnehmen. Dagegen hat Loschmidt berechnet, daß der Durchmesser jedes kleinsten Theilchens der Materie, jedes Grundatomes, höchstens $^{1}/_{50,000,000}$ Zoll beträgt. Nun bringen es aber die Eigenschaften des Lichts mit sich, daß bereits bei Entfernungen von $^{1}/_{71000}$ Zoll die Linien verworren zu werden beginnen und bei $^{1}/_{90000}$ Zoll vollkommen ununterscheidbar sind. Allerdings ist es Stinde gelungen, eine Photographie von einer bloß $^{1}/_{100000}$ Zoll breiten Linie zu erhalten, allein dies verdankt er dem günstigen Umstand, daß er blaue Strahlen des Spectrums benutzte, deren Wellenlänge viel kürzer ist und bei denen die Sichtbarkeit bis auf $^{1}/_{120000}$ Zoll ausgedehnt werden dürfte. Das aber hat als die äußerste Grenze zu gelten, so daß wir wegen der physikalischen Eigenschaften des Lichts auf irgend welche Fortschritte nicht hoffen können, soweit die bloße Sichtbarkeit der Structur in Betracht kommt, obgleich wir in anderer Hinsicht noch Vieles zu erwarten haben. Denn was die bloße Gegenwart einfacher Gegenstände anbetrifft, so sind wir im Stande noch kleinere Körper wahrzunehmen. Nach Helmholtz hat das kleinste Theilchen, das, wenn es mit anderen vergesellschaftet ist, deutlich unterschieden werden kann, gegen $^{1}/_{50000}$ Zoll im Durchmesser. Ein Theilchen Eiweiß von dieser Größe enthält nach ungefährer Schätzung 125,000.000 Moleküle, oder kleinste zusammengesetzte Theile. Unter gleichen Verhältnissen würde das Wasser nicht weniger als 8.000,000.000 Moleküle enthalten. Wenn wir deshalb auch noch über viel schärfere Mikroskope, als wir besitzen, verfügten, so würden wir dennoch nicht in der Lage sein, uns durch unmittelbare Anschauung einen Begriff von den letzten Molekülen des Stoffs zu machen. Das kleinste Kügelchen organischer Materie, das mit unserem stärksten Mikroskop deutlich erkannt wird, ist in Wirklichkeit ein noch sehr zusammengesetztes Ding, das sich aus vielen Millionen Molekülen aufbaut. Daraus ergibt sich, daß eine fast unschätzbare Masse feinster Gewebeeigenschaften in den organischen Körpern existiren mag, für die wir gegenwärtig noch keine Untersuchungsmethode absehen können.

Th. S.

Gewaltige Zecher. Die Schweizer standen bisher in dem Rufe nächst den alten Deutschen die gewaltigsten Zecher vor dem Herrn zu sein und das Sprichwort: „Der trinkt wie ein Schweizer,“ bezeichnete den höchsten Grad der Leistungsfähigkeit in Sachen der Anfeuchtung. Doch plötzlich, wie ein Stern am Himmelszelt, ist das Licht der Wahrheit jenes Sprichwortes erloschen. Es gilt nicht mehr, denn die Ural'schen Kosaken verstehen sich, wie ein weitgereister Schweizer bezeugt, besser aufs Zechen, als Tells

Stammesgenossen. Zuvörderst trinken sie alles, kölnisches Wasser mit ein- und nur Petroleum ausgeschlossen und dann wird bei ihren Gelagen der Branntwein in Kübeln servirt. — Aber obwohl man dieses — angeblich köstliche — Naß aus Krügen durch die Kehle rinnen läßt und dieser edlen Beschäftigung oft volle 24 Stunden obliegt, fällt doch selten Jemand unter den Tisch und den Kater hat ein ural'scher Kosak noch niemals kennen gelernt. — Trotzdem ist einer der angesehensten Hetmane mit seinen „Jungen" doch nicht zufrieden. „Es sind erbärmliche Kerle," meinte er nach einer 30-stündigen Kneiperei. — „Keiner hält auch nur drei Tage lang beim Trinken aus. Da waren wir Alten andere Bursche. Wir tranken vierzehn Tage lang hintereinander und am 15. wars uns leid, schon auseinander gehen zu müssen." — Wenn das wahr ist, dann wären selbst die alten Deutschen übertrumpft, denn wie bekannt, hielten sie's zur Zeit des Julfestes nur zehn Tage und Nächte beim Gelage aus. Dabei schlürften sie überdies nur Meth, also ein Getränke, das dem Branntwein an Stärke bedeutend nachsteht.

Der hungrige Humorist. Der bekannte Wiener Humorist M. G. Saphir war einst bei einer wegen ihrer Sparsamkeit berüchtigten Kunstfreundin zu Tische geladen. Das Mahl ließ wie gewöhnlich an Kargheit nichts zu wünschen übrig und wie immer erhoben sich auch heute die Gäste hungrig von der Tafel. Die Hausfrau aber glaubte, Gott weiß was gethan zu haben und entließ die Herren und Damen mit der Bitte, sie ja recht bald wieder zu beehren. An Saphir aber wandte sie sich direct mit der Frage, wann er ihr wieder das Vergnügen schenken werde, ihr Mittagsgast zu sein. „Gnädige Frau, am liebsten sogleich!" erwiderte der hungrige Humorist mit seinem malitiösesten Lächeln und ließ sich bei der Dame nie wieder blicken.

Fürst Kaunitz und der Speculant. Ein Speculant wünschte eine Lieferung, von der er sich sehr hohen Gewinn versprach, zu erhalten. Bei der besonderen Wichtigkeit der Sache wurde sie der Ministerconferenz vorgelegt: alle Stimmen waren für den Mann, nur Fürst Kaunitz sprach so entschieden gegen ihn, daß die Beschlußfassung vertagt wurde. Der Speculant versuchte alles, um eine Audienz beim Fürsten zu erlangen. Vergebens. Endlich gab er dem Kammerdiener desselben eine erhebliche Summe mit der Bitte, dem Fürsten zu sagen, daß er so und so viel auf der Stelle ihm bezahlen würde, wenn ihm verstattet würde, zu dem Fürsten nur ein einziges Wort zu sprechen. Der Diener berichtete getreu den ganzen Hergang. Und der Fürst — ging darauf ein. Der Lieferant, hereingeführt, legte auf einen Wink des Fürsten die an-

gebotene Summe auf einen Seitentisch. Der Fürst überzeugte sich, daß alles richtig war, und gebot ihm nun das eine Wort, aber nur dies eine, zu sprechen. Da trat denn der Speculant einen Schritt vor, legte die Hand auf den Mund und sagte: still! und verschwand. In der nächsten Conferenz sollte nun über die Lieferung entschieden werden. Alles war wieder für denselben Mann, nur Fürst Kaunitz schwieg beharrlich. Man fragte ihn, warum er, der neulich so scharf gegen diesen Lieferanten gesprochen, jetzt schwiege. „Weil man mich," entgegnete der Fürst, „dafür bezahlt hat. Mir hat er so viel gegeben, daß ich schweige: was muß es ihn gekostet haben, daß man für ihn rede?!"

Ein guter Läufer. Als der berühmte Marschall Moriz von Sachsen nach einer seiner siegreichen Schlachten Belohnungen austheilte, wurde er im Kreise der Bewerber um Anerkennung kriegerischer Verdienste auch eines Soldaten ansichtig, den er im Schlachtgetümmel zufällig beobachtet und als nichts weniger denn tapfer erkannt hatte. Sofort wandte er sich an ihn und fragte, ob und wie er seinen Anspruch auf eine Auszeichnung begründen könne. Sehr einfach, war die Antwort des Franzosen, ich habe vier Feinde zum Laufen gebracht und das will denn doch etwas bedeuten. Allerdings und besonders dann, wenn man wie Du von allen Vieren nicht eingeholt werden kann, erwiderte Moriz und kehrte dem Helden lächelnd den Rücken.

Wie er es nehmen wird. Bevor Fox englischer Minister wurde, steckte er bis über den Hals in Schulden, so daß endlich seine politischen Freunde zusammentraten, um ihm zu Hilfe zu kommen. Man brachte durch eine Subscription eine ansehnliche Summe zusammen, und einer der Unterzeichner meinte nun, man müsse darauf sinnen, wie man dem großen Parlamentsredner das Geschenk auf die zarteste Weise zukommen lassen könnte. „Ich weiß nicht," so schloß er seine Bemerkungen, „wie Fox es nehmen wird."
„Seien Sie unbesorgt," entgegnete der bekannte Witzbold Selwyn, „er wird es alle Vierteljahre nehmen."

Das Zelt aus der Krim. Wie bekannt, war die frühere Kaiserin Eugenie von Frankreich die Erfinderin der Krinoline. Bei dem ersten Ball, auf dem diese bizarre Mode gesellschaftsfähig wurde, fragte eine junge Dame den Marschall Canrobert, wie sie ihm in dieser neuen Tracht gefalle. „Superb, Madame," antwortete der Marschall, „aber ich muß gestehen, daß ich diese kaiserliche Mode nur deshalb so hoch verehre, weil sie mich stets an einen Gegenstand erinnert, der für mich lange Zeit der Inbegriff der Glückseligkeit war...." — „Sie machen mich neugierig, Herr Marschall, darf ich fragen, was dieser wundersame Gegenstand gewesen ist?" —

„Mein Zelt in der Krim, Madame," erwiderte Canrobert, „nur das Fähnchen auf Ihrem Kopfe fehlt, sonst würde ich glauben, daß mein getreues Zelt lebendig geworden und mir nach Paris nachgelaufen wäre!"

Die Gegenfüßler der Mormonen. In dem an interessanten Volksstämmen so reichen Theile des ehemaligen Königreiches Polen, in Galizien, und zwar in den Bergen des Bezirkes Sambor leben unter anderem auch die Bojken, ein an Zahl sehr kleines und trotz der Nähe bedeutender Culturstätten noch halb wildes Völklein. Allerdings bekennt sich dasselbe zum Christenthume, allein gewisse Satzungen desselben werden nicht beachtet. Dies gilt auch von der Ehe und zwar insoferne, als bei ihnen die Vielmännerei befürwortet wird. Schäm' dich, Frau, daß du nur einen Mann hast, pflegt denn auch ein bojkischer Ehemann zu seiner Lebensgefährtin zu sagen, wenn sich dieselbe auf das anderwärts so hochgeschätzte Prädicat „treu" ein Anrecht erworben hat und zu bewahren gedenkt. Ländlich-sittlich, zur Nachahmung jedoch ebensowenig empfehlenswerth, wie etwa die Vielweiberei der Mormonen.

Das Lampenfieber ist bekanntlich ein Angstgefühl, welches nicht nur Bühnenkünstler und Künstlerinnen, sondern auch Jedermann befallen kann, der gezwungen ist, vor das tausendköpfige Ungeheuer, Publicum genannt, hinauszutreten. Wie gewöhnlich angenommen wird, verliert sich dieses Fieber, das schon so manches Unheil angerichtet hat, mit der Zeit, und das mag, was z. B. Redner anbelangt, auch der Fall sein, allein die Mehrzahl der Schauspieler und Schauspielerinnen wird dieses Gefühl nie ganz los. Und dies selbst dann nicht, wenn er oder sie seiner Sache vollkommen sicher ist. Die geniale Sängerin Jenny Lind gehörte dieser Mehrzahl an und als man sich einst darüber verwunderte, daß sie vor jeder Production so beklommen sei, da meinte sie: „Da ist nichts zu verwundern, nur ein Chorist hat keine Angst," also kein Lampenfieber. „Ganz natürlich. Er steht ja nicht auf sich allein, ihn deckt die Masse." R. M.



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

